

V Annäherungen an die schwäbische Geschichtslandschaft

1 Historisch-kritische Bibelexegese und das Junge Deutschland am Rande der Ostalb: Die Erzählerfigur in *Abenteuer in der Heimat* (1836)

Unter den Lehrern von Hermann Kurz an der Klosterschule Maulbronn und am Tübinger Stift war es David Friedrich Strauß, der ihn immer wieder zum Erzählen motivierte, auch wenn sich ihr Verhältnis nur ansatzweise konturieren lässt und durchaus ambivalent darstellt.¹ Noch als Kurz ihm Notizen zu Christian Friedrich Daniel Schubart und die zweite Auflage seiner *Tristan*-Übersetzung (1847) sandte, die er um eine umfangreiche kulturhistorischen Einleitung erweitert hatte, riet Strauß ihm, von derlei mythologischen „Flickarbeiten“ abzusehen und sich seinem *Sonnenwirt* zu widmen: „Ihr eigentlicher Beruf aber ist, uns zu erzählen, wobei ich Ihnen unaufhörlich zuhören möchte.“² Einige Monate später unterstrich er dies nachdrücklich: „Das wenigstens kann ich Ihnen sagen, wenn ich imstande wäre wie Sie Lebendiges zu schaffen, so ließe ich die Todten ihre Todten begraben.“³ Ebenso in einem Brief vom 12. Dezember 1847: „Ist der regnerische Herbst ihrer Muse günstig gewesen? Ich bin recht begierig etwas von Ihrem Sonnenwirth zu hören – u. noch besser, zu lesen. Dichten, erzählen müssen Sie, lieber Freund, bei Leibe nicht speculiren.“⁴

Grundlegend für den epischen Weltentwurf eines Romans, zumal eines realistischen kulturhistorischen Gesellschafts- und Landschaftsporträts, wie Hermann Kurz es in *Schillers Heimatjahren* und im *Sonnenwirt* entfaltet, ist die literarische Modellierung der spezifischen Topographie, die sich ihrerseits innerhalb des Textzusammenhangs diskursiv funktionalisieren lässt. Die jüngere Tübinger Theologie hatte dabei auf Kurz einen entscheidenden Einfluss. Vor allem für die Werke schwäbischer Autoren scheint die genaue Naturschilderung als Stilmerkmal schlechthin zu gelten. Auf die Frage: „Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann, / Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden

¹ Vgl. den Nachruf auf Kurz im Brief von David Friedrich Strauß an Moritz Rapp, Ludwigsburg, 14.10.1873, Zeller 1895 (Hg.), S. 559f. Vgl. dazu Kap. I. 1.

² David Friedrich Strauß an Hermann Kurz, 2.5.1847, zitiert nach: Fischer 1908, S. 315.

³ David Friedrich Strauß an Hermann Kurz, 11.8.1847, zitiert nach: Fischer 1908, S. 316.

⁴ David Friedrich Strauß an Hermann Kurz, 12.10.1847, zitiert nach: Fischer 1908, S. 317. Teilweise veröffentlicht in: I. Kurz 1906, S. 54f.

kann?“, antwortete Justinus Kerner in seinem Gedicht *Die schwäbische Dichterschule* (1839): „Geh durch diese lichten Matten in das dunkle Waldrevier [...].“⁵ Selbst in seinen Briefen lieferte Kurz literarische Landschaftsstudien und fand immer wieder neue narrative Lösungen, um Naturphänomene in dynamischen Bildern geradezu cineastisch zu evozieren.

In den ersten Septembertagen 1837 wartete er in Buoch, dem höchst gelegenen Dorf des Remstals, auf eine lang ausgebliebene Antwort von Eduard Mörike. Dort erlebte er Nebel- und Dämmerungsbilder, die ihn an James Macphersons Kelten-Epos *Ossian* (1762) denken ließen. Es zog ein Herbstwetter auf und Kurz klagte darüber, vor Kälte kaum mehr seine Feder halten zu können. Eines Abends wurde er Zeuge eines imposanten Naturschauspiels, bei dem die Sonne ein letztes Mal durch die Wolkendecke brach und kurz vor Einbruch der Dämmerung die ganze Landschaft noch einmal Stück für Stück ausleuchtete:

Vom Thal aus entfaltet sich zuerst der niedrige Hügelzug des Schönbühls [...] mit einem Hüttchen auf dem Gipfel, hinter diesem der Schurwald, zwischen dessen Bäumen wieder Dörfer hervorsehen, und nach so vielen Horizonten schließt endl[ich] der letzte Hintergrund mit d[em] unbeweglichen Albgebirge.⁶

Kurz beschrieb die Reutlinger Achalm, die Limburg und den Aichelberg östlich der Teck, im Westen das Stuttgarter Hospital und die Solitude. Der Zwetschgenbaum seines Nachbarn versperrte ihm die Sicht nach Osten, wo er nur einen Teil des Hohenstaufens sehen konnte.

Neben der Achalm zeigte sich mein alter Freund, der kleine Georgenberg, ein Zwillingbruder der Limburg, an, und aus einer Oeffnung der Berge schimmerte zum ersten Mal der Lichtenstein herunter. Man konnte sich vorstellen, es sei willkommener Besuch im Himmel angekommen, dem man geschwind noch vor Sonnenuntergang, was zum Besten geben wollte. Denn wie zu künstlerischem Effekt spielten die verklärenden Lichter nach und nach am ganzen Gebirge hin, die Ruine der Teck, die man sonst nicht gewahr wird, tauchte sonnenbeglänzt empor, die Felsen des Breitenstein und des Neidlinger Thales funkelten wie unentdeckte Sterne, da endlich trat der Staufen, als nun an ihn die Reihe kam, aus dichten Wolken in vollem Glanz heraus, auf Schloß und Kapelle des Rechbergs verweilte ein violettes Licht, das die von ihm ausgehenden Regenstrahlen auf eine Weise färbte, wie man oft den Sonnenuntergang gemalt sieht, und nun lag auf einmal alles im Schatten, denn die Dämmerung brach herein. Vielleicht war es auch ein Abschiedsfest [...].

⁵ Zitiert nach: Kerner ³1841 I, S. 5.

⁶ Jeweils zitiert nach dem ersten Entwurf des Briefes an Eduard Mörike, [Buoch], begonnen am 2.09.1837, DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 48.3018. Mit einigen Veränderungen an Mörike abgesandt (BW, Nr. 13).

Kurz entdeckt die Schwäbische Alb als „todten Schauplatz“, der aber von morgens bis abends durch den Lichtwechsel „immer belebt und verändert wird.“ Nirgendwo anders gebe es eine solche „Berginsel von der man sehen kann wie das Vaterland von Einer ununterbrochenen Mauer umgeben ist.“ Er ist also nicht von einer schroffen, überwältigenden Naturschönheit fasziniert, sondern von der Überschaubarkeit und Übersichtlichkeit der Alb. Über die Schweizer Alpen schreibt er, der Mensch werde von ihnen erdrückt und eingeengt, die Schwäbische Alb dagegen, die ihre landschaftliche Geschlossenheit bereits im Namen anzeigt, werde „grade dem Land gerecht“, sie erzeuge ein „Gefühl von Proportion“ und damit „tiefste Befriedigung“. Mit zwei Gedankenstrichen bricht Kurz seine Ausführungen ab und verweist damit auf den ästhetischen Diskurs, der sich hier anschließen müsste. Tatsächlich lassen die angesprochenen Kategorien an das siebte Kapitel von Aristoteles’ Poetik denken: Wie in der Tragödie, sei das Schöne auch bei einem Lebewesen und allen anderen Gegenständen grundlegend bestimmt von der Proportion, ihrer Anordnung und Größe. Weder könne ein ganz kleines Lebewesen als schön gelten, weil die Anschauung kaum mehr möglich sei, noch ein ganz großes, da seine Einheit und Ganzheit nicht auf einmal wahrgenommen werden könne. Entsprechend müsse eine Tragödienhandlung wie auch Gegenstände und Lebewesen, um schön zu sein, eine Größe und Ausdehnung besitzen, die im Gedächtnis bleibe.⁷

Obwohl Hermann Kurz die Schwäbische Alb des Öfteren als Handlungsort seiner Texte wählte, werden dort zentrale Gegenwartsfragen thematisiert. Es wurde nicht allein vorgeschlagen, seinen Brief vom 2. September, den er über zehn Jahre später auch im 34. Kapitel des *Sonnenwirt* verarbeitete (vgl. SW VII, 84f.), aufgrund des brillanten Stils und der exakten Ortskenntnis in die geographischen Schulbücher aufzunehmen.⁸ Friedrich Sengle führte ihn als eine paradigmatische Naturbeschreibung der Biedermeierzeit an,⁹ und der Germanist Emil Staiger (1908–1987) nahm ihn auch in seine kanonisierende Sammlung *Schwä-*

⁷ Vgl. Aristoteles 2006, S. 26f.

⁸ Vgl. [Dt.:] Die schwäbische Alb, in: Zeitschrift für Schul-Geographie 15 (1894), S. 11f.: „Der Dichter Hermann Kurz (1813–73) schrieb am 2. Sept. 1837 aus Buoch bei Waiblingen, 4 Stunden (östlich) von Stuttgart, an seinen Freund Eduard Mörike einen Brief, in welchem er wertvolle Beobachtungen über den landschaftlichen Charakter der schwäbischen Alb mittheilt. Unsere Leser wird es ohne Zweifel interessieren, das Nähere zu hören, und sie werden finden, dass die hier wiedergegebenen Abschnitte mit ganz unwesentlichen, nur äußerlichen Veränderungen recht wohl zur Aufnahme in unsere Schullesebücher geeignet wären. Jedenfalls aber dürfte der vorgelegte Stoff dem Lehrer der Geographie zum Zwecke der Verwendung oder Ausnützung im Unterricht willkommen sein.“

⁹ Vgl. Sengle 1971–1980 I, S. 342.

bische Kunde aus drei Jahrhunderten (1958) auf: Ebenso wie Texte von Schubart, Hölderlin, Schwab, Julius Robert Mayer oder Hermann Hesse schien der Brief ihm für sein Panoptikum schwäbischer Literatur geeignet zu sein – dafür, die „Welt im Regentropfen“ darzustellen, für „die Spiegelung abendländischer Tradition in einem engbegrenzten Raum“¹⁰, in dessen Zentrum Tübingen liege.

Unter den zahllosen Landschafts- und Ortsgedichten über die Schwäbische Alb finden sich im 19. Jahrhundert besonders viele Gedichte über den Hohenstaufen.¹¹ Er symbolisierte sowohl den Untergang der schwäbischen Königs- und Kaiserdynastie als auch den Wunsch nach Erneuerung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Aber auch die historische oder oneiromantische Imagination des Stauferreichs ging oftmals von einem durch Licht und Schatten belebt wirkenden Landschaftsporträt der Alb aus. So dichtete Justinus Kerner in seinem Karl Philipp Conz (1762–1827) gewidmeten Gedicht *Hohenstaufen* (1813):

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.¹²

Die Identifikation von Kulturgeschichte und Landschaft, die sich aus dem unmittelbaren Naturerlebnis ableitet, ist auch in historiographischen Arbeiten zu beobachten, so etwa bei Wilhelm Zimmermann (1807–1878), der zusammen mit Mörike das *Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten* herausgab. Er stellte seiner *Geschichte Württembergs* (1836–37) das Gedicht *Schwabenland* voran, in dem er die Berge als Zeugen deutscher Geschichte exponierte. Die „Alpenberge“ seien die Wächter des Landes, die Felsenwände erscheinen dem lyrischen Subjekt als Harnische, die Burgen und Ruinen als Helmzier.

¹⁰ Staiger 1958 (Hg.), S. 9. Die kurze Gesamtcharakterisierung von Emil Staiger zeigt den Herausgeber allerdings nicht als besonders guten Kenner von Hermann Kurz, denn dieser wird zum Mitschüler von David Friedrich Strauß und auch das ihn umgebende Autorennetzwerk wird nicht deutlich. Er sei, laut Staiger, ein „ausgezeichneter Erzähler“ gewesen, wie das Erzählwerk um *Schillers Heimatjahre*, *Der Sonnenwirt* oder die Novelle *Die beiden Tubus* zeige, doch habe sich Kurz weder als Lyriker noch als Epiker ganz entfalten können: „Er war sich aber seiner Grenzen mit Schmerzen bewußt. Und deshalb ist sein Werk in jedem Zug gediegen, aufrichtig, redlich und respektgebietend“ (Staiger 1958 (Hg.), S. 275).

¹¹ Vgl. zuletzt Hierholzer-Mauthe 2010 (Hg.). Dazu auch: Röhrich 1976.

¹² Zitiert nach: Kerner / Fouqué / Uhland u.a. 1813, S. 92. Vgl. zur Reichsgründung etwa *Zwei Berge Schwabens* aus Gerok 1871 (S. 81–85) oder Friedrich Theodor Vischers *Hohenstaufen*. Vischer leitet sein Gedicht vom Januar 1870 mit den Versen ein: „Da steht er wieder, ernst und hoch und kahl! / Ein weißes Tuch umhüllet sein Gelände, / Der Wintersonne später, bleicher Strahl / fällt auf die weichgeschwungenen Bergeswände.“ (Vischer 1882, S. 119.)

Sie sah'n Geschlechter, gleich der Welle,
 An sich vorüber Völker geh'n,
 Hochherz'ge Thaten, sonnenhelle,
 Und Werke schwarzer Nacht gescheh'n.
 Wie Licht und Schatten um sie jagen,
 Jetzt Blau, jetzt Schwarz, jetzt Rosenglanz,
 So webt um sie ein Chor von Sagen,
 Geheimnißvoll in buntem Tanz.¹³

Zimmermanns Gedicht auf Schwaben, „Deutschlands Herz“, geht zurück auf den bereits vielfach besprochenen Albführer *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* (1823) von Gustav Schwab. In den einleitenden Bemerkungen beschrieb Schwab, wie sich im Strahl der Abendsonne das Panorama der Schwäbischen Alb als ein Gemälde „erheitert und belebt“¹⁴, dabei neue Form- und Farbakzente setzt, wie auch Hermann Kurz in seinem Brief an Mörike schildert. Trifft das Auge auf die vorher kaum wahrgenommenen Burgen und Schlösser, „gesellt sich nun zu dem lautern Naturinteresse auch noch das alterthümliche und geschichtliche“.¹⁵ Gustav Schwab leitete die Konzeption seines Buchs, das topographisches, geologisches, historisches und legendarisches Wissen mit touristischen Informationen und Impressionen verknüpft, von der Landschaft selbst und ihrem Anblick ab, wie er auch in den ersten Strophen seines Gedichts *Die Schwabenalb* verdeutlichte:

Ich lieg' auf weichem Bette,
 Auf moos'gen Eichengrund,
 Und vor mit Kett' an Kette
 Du festes Alpenrund!

Ich sing', ich darf es wagen,
 Es muß ein Lied entstehn,
 Ich brauche nur zu sagen,
 Was ich ringsum gesehn.¹⁶

Auch Hermann Kurz erkennt in seinen frühen Erzählungen *Abenteuer in der Heimat* und *Die Liebe der Berge* die Schwäbische Alb als eben diese charakteristische ‚Geschichtslandschaft‘, deren partielle Einheit und Identität sich weniger in einem politischen Organisationsraum als vielmehr in einer abgrenzbaren histori-

¹³ Zitiert nach: Zimmermann 1836–1837 I, S. 3.

¹⁴ Schwab 1960, S. 2.

¹⁵ Schwab 1960, S. 2.

¹⁶ Schwab 1960, S. 2.

schen Natur- und Kulturlandschaft findet.¹⁷ Selbst wurden sie wiederum zu landeskundlichen Bezugsquellen für Reiseführer wie Friedrich Vogts *Die schwäbische Alp* (1854), worin dieser eine Passage aus *Die Liebe der Berge* abdruckte, um die „Tour ins Neidlingerthal nach Weilheim zur Limburg, und nach Neidlingen zum Reissenstein“ mit einem Hinweis auf Ochsenwang und Eduard Mörike auszuschnücken: „Dort hat E. Mörike als Pfarrverweser seinen Maler Nolten gedichtet, dem die wilden schroffen Züge der Felsenwelt oben und die frischen thauigen Gefilde unten vereint ihr Gepräge aufgedrückt haben. [...]“¹⁸ Wie Hermann Kurz in diesem Hinweis auf die wildromantische Landschaft, Stil und Inhalt des Romans charakterisiert, implizieren Natur- und Landschaftsschilderungen in seinen beiden „Bergmärchen“ überraschende poetologische und politische Positionen, denn sie knüpfen an die aktuellen Diskurse der Zeit an. Beide Erzählungen entstehen kurz nacheinander, verweisen und beziehen sich auf je verschiedene literarische Ansätze und zeichnen damit auch das stilistische Spektrum des jungen Hermann Kurz ab.

Das *Abentheuer in der Heimat*, geschrieben im Juni 1836, wie Hermann Kurz in der Originalausgabe der *Genzianen* anmerkte (G, 185), entstand nahezu zeitgleich mit der Erzählung *Simplicissimus*. Am 14. Juni schrieb Kurz an Rudolf Kausler, er habe keine Zeit, dessen Tieck-Aufsatz (erschienen 1839) eingehender zu bearbeiten und zu korrigieren, da er zwei Novellen schreiben müsse, ehe er noch einmal zu seinem Onkel, zum Pfarrer Heinrich Mohr, nach Ehningen fahre (vgl. BF, 64). Er verarbeitete in *Abentheuer in der Heimat* die Eindrücke einer Kutschfahrt über die Schwäbische Alb an der Seite seines Bruders Ernst nach Bartholomä (Oberamt Gmünd, im Text: „Dörfchen auf dem Aalbuch“), die er in der Frühlingsvakanz einige Jahre zuvor unternommen hatte. Dass es sich dabei um den Spätfrühling 1832 handelt, wird gleich in mehrfacher Hinsicht evident. Die Brüder beschließen, sich den Luxus eines ‚Bernerrwägelchens‘ mit Kutscher nicht allein zu gönnen, um die Aussicht genießen zu können, sondern auch wegen eines Unfalls, den der Erzähler kurz zuvor gehabt hatte. So berichtete Kurz am 9. Februar 1832 seinem ehemaligen Lehrer Rau in der Klosterschule Maulbronn, er sei 14 Tage in Reutlingen gewesen, da er sich bei einem Sturz mit der Chaise verletzt habe.¹⁹ Außerdem handelt es sich bei Ludwig, dem Pfarrer von Bartholomä, um Johann Georg Ludwig Baur (1803–1860), der diese Patronatsstelle nur von 1827–1833 besetzte.²⁰ Er war der Sohn von Georg Ludwig Baur (1774–1822),

¹⁷ Vgl. zur Begriffsgeschichte den grundlegenden Aufsatz von Faber 1978.

¹⁸ Zitiert nach: Vogt 1854, S. 169. Leicht verändert entnommen aus D, 55.

¹⁹ Vgl. Hermann Kurz an Johann Gottfried Rau, 9.2.1832, in: Volke 1979, S. 36.

²⁰ Vgl. zu Baur die erste Identifizierung in: Kurz 1999, S. 128.

Rektor der Reutlinger Lateinschule, und der Tante Henrike Salome Kurtz, somit ein Cousin ersten Grades. Er teilte sich im Winterhalbjahr 1822/23 am Tübinger Stift die Kammer mit Eduard Mörike.²¹ Für die enge Beziehung der Familie Kurz zur Familie Baur bürgt unter anderem ein Brief der Mutter vom Februar 1828, worin dem Klosterschüler Hermann Kurz mitgeteilt wurde, dass Ludwig Baur von dessen Schwester in Bartholomä besucht worden sei.²² So erklärt sich auch, warum der Pfarrer Ludwig im *Abenteuer in der Heimat* eine Zinnflasche, ein „zinnernes Kleinod“ (SW XI, 136), in seinem Rock trägt; sie wird aus der Zinn- und Glockengießwerkstadt seines Großvaters stammen, der auch Kurz' Großvater war. Seine Gießwerke hängen im *Witwenstüblein* und aus seinen zinnernen Bechern wird auch in *Schillers Heimatjahre* getrunken.

Schließlich spricht für das Jahr 1832 der für die Bedeutungskonstitution zentrale Hinweis auf Walter Scott, der kurz vor dem Erzähler durch Göppingen gereist sei. Nach Walter Scotts Neapel-Aufenthalt bei seinem jüngsten Sohn von Dezember 1831 bis April 1832 wollte er seine Rückreise nach London über Tirol und die deutschen Länder unternehmen, teils um Innsbruck und die Burgruinen des Rheinufer zu sehen, vor allem aber um sich mit Johann Wolfgang von Goethe in Weimar zu unterhalten, der jedoch im März 1832 gestorben war. Er fuhr schließlich über München, Ulm und Heidelberg nach Frankfurt, bestieg dort am 8. Juni ein Rheindampfschiff nach Köln und setzte am 11. Juni von Rotterdam aus nach England über, um auf seine Residenz Abbotsford in Südschottland zurückzukehren.²³ Dass Scott durch Deutschland reisen würde, war weithin bekannt. Bereits im Februar meldete das Cotta-Blatt *Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker*, dass sich der Italien-Aufenthalt verlängern werde.²⁴ Am 2. Juni zeigte die *Allgemeine Zeitung* an, dass sich Walter

²¹ Vgl. Köhrer / Ressing 2004 (Hg.), S. 93f.

²² Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurz, Reutlingen, Lichtmess 1829, StA Rt, N 40, Nr. 16. Am 17. Juni 1838 schrieb Hermann Kurz an Eduard Mörike aus Bonlanden, er habe seinen Vater Baur, der auf einige Tage zum Konsistorium nach Stuttgart verreisen musste, auf der Kanzel vertreten (BW 146). Dabei handelte es sich aber um den Dekan und Stadtpfarrer Johann Georg Friedrich (!) Baur (1800–1868). Johann Georg Ludwig Baur war in zweiter Ehe mit der Exfrau des berühmten Pfarrhelfers Joseph Brehm verheiratet, der am 18. Juli 1829 in Reutlingen hingerichtet worden war, weil er die mit seiner Magd gezeugten Kinder getötet und im Keller verscharrt hatte. Bekannt wurde dieser Fall unter anderem durch das in Knittelversen geschriebene Bänkellied *Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen* von Friedrich Theodor Vischer (unter Pseudonym Schartenmayer): „Laut hört man es knarveln, schallen, / Und der Kopf ist rab gefallen; / O verehrtes Publikum, / Bring doch keine Kinder um!“ Zitiert nach: Vischer 1892, S. 277.

²³ Vgl. Lockhart 1837–1838 IV, S. 315.

²⁴ Vgl. Anonym 1832: „Man erfährt aus englischen Blättern, daß Sir Walter Scotts Aufenthalt in

Scott mit seiner Familie in Augsburg aufhalte, nun aber seine Reise über Stuttgart fortsetzen werde.²⁵ Am 15. Juni wurde in Ulm berichtet, dass er sich Anfang des Monats in der Stadt aufgehalten habe.²⁶ Walter Scott fuhr also 1832 nicht allein durch den Süden Deutschlands, sondern auch durch Göppingen,²⁷ wie Hermann Kurz in *Abenteuer in der Heimat* bemerkte.

In der mäandernden Erzählung berichtet Kurz von langen Reise von Reutlingen über Nürtingen und Göppingen nach Süßen, wo sie versehentlich einen Umweg über die Geislinger Steige durch das Eybtal nach Böhmenkirch fahren und tief in der Nacht erst in Bartholomä ankommen. Darauf folgt ein Tagesprogramm mit morgendlichen Schießübungen, die Kurz selbst in Reutlingen pflog,²⁸ einem Ausflug an der Seite des Pfarrers Ludwig in das imposante Wental und auf den Rosenstein sowie einer geselligen Abendgesellschaft, in der Anekdoten zum Besten gegeben werden. Nach der Schilderung des morgendlichen Katzenjammers endet die Erzählung. Werden auch regionale Eigenheiten, die Pfarrhaus- und Dorfkultur geschildert, so findet sich – wie in den meisten Erzählungen von Hermann Kurz – der eigentliche innere Zusammenhalt der Erzählung im intertextuell zu erschließenden Subtext und ästhetischen Tiefendiskurs. Während zu Anfang die Jugendlektüre von Kurz als symbolisches Assoziationsfeld eingeführt wird, ist das Schlusszenario ein satirischer Blick auf die protestantische Theologie der ‚alten Tübinger Schule‘, die dem Erzähler gleich einem spiritistischen Aberglauben erscheint. Andererseits verweist er damit auch auf die gerade in den Jahren 1835 und 1836 aufkommenden, teils skandalösen Neuansätze der kritischen Theologie um Strauß’ *Leben Jesu* und der historischen Bibelexegese um dessen Lehrer Ferdinand Christian Baur. Dies dürfte auch vielen zeitgenössischen Lesern entgangen sein und Kurz’ Freunde warnten ihn nicht nur einmal, humoristische Theologieexkurse, die zu voraussetzungsreich seien, in seine Erzählungen einzuflechten. Noch während der Überarbeitung des zweiten Teils von *Die beiden Tubus* schrieb Rudolf Kausler, der das Gesamtwerk von Hermann Kurz genaues-

Italien sich bedeutend verlängern werde, und daß der gefeierte Dichter seinen Rückweg über Ungarn, Wien, Prag, Töplitz, Karlsbad, Dresden, Leipzig, München, Stuttgart und andere deutsche Städte nehmen werde. [...]“

25 Vgl. Anonym 1832b, S. 614.

26 Darauf weist bereits Jürgen Schweier hin. Vgl. das Ulmer Intelligenzblatt, 15.6.1832: „Am 1. Jun. kam der berühmte englische Schriftsteller Sir Walter Scott nebst Sohn und Tochter im goldenen Rad hier an, verweilte vier Tage und setzte seine Reise nach Stuttgart fort.“ Zitiert nach: Kurz 1999, S. 101.

27 Von einem Göppingen-Aufenthalt, auf Grundlage von Briefen und Dokumenten der National Library of Scotland spricht ausdrücklich: Johnson 1970 II, S. 1249.

28 Vgl. Hermann Kurz an Rudolf Kausler, 21.6.1837 (BF, 252).

tens überblickte: „Zu deliren aber wären die vielen Citate u. Anspielungen. Ein guter Theil ist nur Theologen, ja nur schwäbischen Theologen verständig, andre beziehen sich auf politische oder litterarische Vorgänge von welchen die jüngere Welt nichts mehr weiß.“²⁹

Der Erzähler erfährt in Göppingen, dass er Walter Scott nur um einen Tag verpasst habe und fühlt sich von dem gleichgültig gestimmten Pfarrer, der selbst Gelegenheit hatte, den schottischen Dichter zu sprechen, geradezu um ein kostbares Erlebnis betrogen. Natürlich illustriert diese kurze Episode die Scott-Verehrung des Autors, der am 19. April 1838 an Mörike schrieb, er habe „alle Engländer über Bord geworfen, excepto Homer, scil. Walter Scott“ (BW, 130), weil dieser ihm immer bedeutender erscheine. Im Nachwort zu *Schillers Heimatjahre* folgte schließlich das vielfach zitierte Bekenntnis, nach Vorbild von Walter Scott und Wilhelm Hauff in der schwäbischen Landschaft eine ebenso reiche literarische Quelle finden zu wollen, wie sie die schottische Hochebene biete:

Bewundern wir aber den Homer von Schottland, so dürfen wir auch sein Glück beneiden. Wir sehen in unsrem Vaterlande wenig mehr als einige Hünengräber und da und dort eine stumme Schwedenschanze; ihm aber hatte jeder Stein auf der Haide eine Mähr' zu erzählen, Wälder und Flüsse rauschten ihm zuvorkommend ihre Geheimnisse zu, die Geschichte quoll ihm über die Schwelle ins Haus. (SH I, 399)

In *Abenteuer in der Heimat* stellt Kurz die Scott-Nachfolge narrativ dar, indem dessen Europareise mit der Kutschfahrt des Helden über die Schwäbische Alb enggeführt wird. Nicht zufällig greift also der junge Stiffler Motive der Scott-Romane auf, um seine unmittelbare Wahrnehmung zu charakterisieren. Das Heimerlebnis wird dabei zum Abenteuer, weil der junge Erzähler während seiner ungewollten Reiseroute und in Bartholomä ihm unbekanntes Terrain kennenlernt. Die Neuentdeckung, etwa das Aalbuch bei Nacht zu durchfahren und zu durchwandern, führt ihm Bilder vor Augen, die er bislang nur aus Abenteuerbüchern und historischen Romanen kennt.

Da die Reisenden sich mit anregenden kulturpessimistischen und studentisch-apokalyptischen Schimpfreden nach Johann Gottfried Seumes *Lebenslauf Jeremias Bunkels, des alten Thorschreibers* die Zeit vertreiben, verpassen sie in Süßen die Abzweigung nach Weißenstein, wo sie das berühmte Bier verkosten wollten.³⁰ Sie fahren vier Stunden in die falsche Richtung und werden auf dem Weg nach Böhmenkirch von der Nacht überrascht. Hier entdecken sie die „wilde

²⁹ Rudolf Kausler an Hermann Kurz, 17.6.1872, DLA Marbach, A: Kausler, Rudolf Z4127/3.

³⁰ Das bis nach München gelieferte Bier wurde im Rechbergischen Schloss von Weißenstein gebraut. Vgl. dazu Stälin 1842, S. 255: „In dem herrschaftlichen Brauhause wird das berühmte

Schönheit“ (SW XI, 120) des Eybachtals mit seinen imposanten bewaldeten Talwänden, aus denen schroffe Jurakalkfelsen ragen. In dieser unberührten Natur sieht der Erzähler etwas Malerisches, findet sich geradezu in einem Bild von Caspar David Friedrich (1774–1840) wieder und lässt sich zum Glauben an eine romantisch ‚beseelte‘, von Elementargeistern bewohnte Landschaft hinreißen: „Nun fing die Sache ganz romantisch zu werden an. Das kleine stille Felsental, die abgeschlossene Gebirgswelt, die nächtliche Reise, alles dies versetzte mich in einen Zauberkreis, den ich mit Elfen und Gnomen bevölkerte [...]“. (SW XI, 121) Die Reisenden sehen sich selbst als Teil eines literarischen Abenteurers, denn auf der Suche nach einem Ortskundigen, der sie begleiten könne, wünschen sie sich einen „großherzigen aber rätselhaften Cooperschen Lotsen“ (SW XI, 122). Wie John Paul Jones im Seeabenteuer *The Pilot* (1824) des *Lederstrumpf*-Autors James Fenimore Cooper (1789–1851), das bereits 1827 in deutscher Sprache erschienen war, die amerikanische Fregatte bei Nacht und Gewitter aus der gefährlichen Küstenregion Northumberland aufs offene Meer lotst, so soll „in diesen böhmischen Wäldern ein schwäbisches Herz“ (SW XI, 122) gefunden werden, das sie nach Bartholomä führen könne. Und schließlich werden ganze literarische Szenenkomplexe auf die Erzählgegenwart projiziert; so das zweite Kapitel aus Walter Scotts *The Black Dwarf* (1816):

Das Mucklestane Moor hieß die schreckliche Einöde, nach einer unbehauenen Granitsäule von beträchtlicher Höhe, die in der Mitte der Heide auf einer Anhöhe emporragte, vielleicht als Kunde von den gewaltigen Toten, die unter ihr ruhten, vielleicht auch zum Gedenken an den blutigen Kampf, der an dieser Stätte ausgefochten worden war.³¹

Wie sich Hobbie Elliot auf der Heide von Mucklestane an die Legende einer alten Hexe erinnert, die hier gelebt haben soll, und schließlich auf einen unheimlichen Eremiten trifft, erinnert sich der Erzähler in *Abenteuer in der Heimat* seinerseits an Scotts Erzählung:

Nun gerieten wir aber auf einmal mitten in die Szene, womit Walter Scott seinen schwarzen Zwerg eröffnet. Eine weite Heide lag vor uns, deren Farbe im ungewissen Mondlicht zwischen Braun und Schwarz wechselte. Finstere Wolken lagerten sich vor den Mond, dieser aber brach von Zeit zu Zeit durch eine Lücke mit dem vollen Glanze seiner Scheibe hervor. Eins dieser plötzlichen Lichter zeigte uns, um die Ähnlichkeit wirklich täuschend zu machen, in der Ferne einen großen Steinhaufen, der wie von Menschenhand übereinander getürmt zu sein schien. Nun war es mir, als vollends unser Weg sich dorthin wendete,

Weißensteiner Bier gebraut, welches weithin verführt wird. Die jährliche Produktion belauft sich auf etwa 5500 Eimer.“

³¹ Scott 1852, S. 21.

ganz unzweifelhaft, der mißgeschaffene Einsiedler würde, sobald wir bei seiner Wohnung angelangt wären, auf dem höchsten Steine erscheinen, mit seiner seltsamen Behendigkeit herunterklettern und all seinen Menschenhaß über uns ausgießen. (SW XI, S. 122)

Die nüchterne, nach Art eines kleinen Reisejournals gestaltete Schilderung wird nicht konfrontiert mit Träumen und Phantasmagorien. Die nächtliche, verzerrt wahrgenommene Landschaft ist gewissermaßen literarisch präfiguriert. Die Fahrt über die Schwäbische Alb endet mit dem Blick des zukünftigen Autors historischer Romane, die auf Grundlage intensiver Lokalstudien Landschaften narrativ hervorbringen. Das Vertraute wird zum Fremden, das Fremde zum Vertrauten, was die eigentliche Faszination, wie Wilhelm Hauff im Vorwort zum *Lichtenstein* schreibt, auch an den Romanen Walter Scotts darstelle: „[Mit] offenen Augen sahen wir in die fremde Gegend hinaus, und alles fiel mir wieder ein, was ich je von Hochschottland gelesen und geträumt hatte.“ (SW XI, 123)

Scott selbst ging es während seiner Reise durch die deutschen Länder nicht anders. Wie sich sein Schwiegersohn John Gibson Lockhart (1794–1754) erinnerte, verband sich, als Scott die Rheinkulisse mit ihren Felsformationen, Schlössern und zerstörten Klöstern erblickte, die ihm vertrauten deutschen Balladen mit dem Panorama seines *Childe Harold*.³² Auch viele andere deutsche Autoren fanden im Erlebnis der scheinbar vertrauten Landschaft die Schilderungen aus Scotts Romanen wieder. So heißt es etwa in der anonym publizierten *Wanderung über die Schwäbische Alb*, die 1832 in *Cottas Morgenblatt* erschien:

Die Hochebene der Alb bildet nicht sowohl eine waagrechte Fläche als vielmehr wenig ausgetiefte Mulden mit Aeckern, Wiesen, Mähdern, Heiden, auf beiden Seiten von waldigen Höhenzügen ohne bedeutende Erhebung begrenzt; wahre Walter-Scott'sche Hochlandscheiden, welche das einsame Gemüth des nächtlichen Wanderers, die mit den Käutzlein aufwachende Phantasie mit Allem, was unheimlich ist, bevölkert.³³

Auch die Region um das kleine Dorf Bartholomä am nördlichen Rand der Schwäbischen Alb wurde selbst mehrfach literar- und kulturhistorisch bedeutsam. Vor allem weil Christian Friedrich Daniel Schubart hier seine theologische Laufbahn beendete: „Das letztemal predigte ich auf dem Baron von Holzischen Dorfe Bartholomäi, mit solcher Rührung und Wehmuth, als wenn ich es gewußt hätte, daß ich von nun an die Kanzel nicht weiter betreten sollte.“³⁴

³² Vgl. Lockhart 1837–1838 IV, S. 315.

³³ Anonym 1832c, Nr. 239.

³⁴ Schubart 1791–1793 II, S. 112.

Im Reiseführer *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* (1823) von Gustav Schwab, der in der ganzen Erzählung eine prominente Rolle einnimmt, als Vademecum die Reisenden begleitet und teils die Handlung motiviert, findet sich allein der Hinweis, Bartholomä sei ein „hoher Bergort, mit berühmtem schon von Crusius beschriebenen Markte“.³⁵ Der Chronist Schwabens schrieb im Anhang seiner *Annales suevici* (1596):

Nicht weit von Hohenberg, gegen dem Albuch, ligt zwischen den Wäldern das Dorff St. Bartholomäi, da alle Jahre ein grosser Jahrmarckt ist am Tage St. Bartholomäi, und kommen auf denselben allerhand Leuthe: Dann ausserhalb dem Dorff ist eine luftige Ebene, auf welcher man, da Ochsen, dort Pferde, hier Schwein, anderswo andere Sachen, feil hat. Uberdas, werden in dem Dorffe in unterschiedenen Gassen, wie in einer schönen Stadt, von Handels-Leuthen und Krämern allerhand Waaren ausgelegt. Bißweilen ist der Wein allda wolfeiler als das Wasser, welches herzu getragen und nach der Maaß verkaufft wird; doch geschiehet solches selten.³⁶

Der Bartholomä-Besuch des Erzählers fällt mit dem Markttag zusammen, der aber eigentlich erst in der zweiten Augushälfte stattfindet. Erstaunt beobachtet er eine „Prozession“, bei der geputzte Leute, Bauern, Städter, Christen und Juden durch die Straßen ziehen, und fragt seinen Gastgeber:

Hast du die Frage, über welche gegenwärtig ganz Europa sich den Kopf zerbricht, auf deinem Dörfchen glücklich gelöst, hast du eine Versöhnung des Alten und Neuen Testaments zustande gebracht und diese Bundesfeier auf den heutigen Tag verlegt, um mich daran teilnehmen zu lassen, mich, den du als einen Kosmopoliten vom Wirbel bis zur Zehe kennst? (SW XI, 125f.)

Diese scheinbar utopische Vereinigung findet zwar ihre Erklärung im prosaisch-merkantilischen Ereignis des Markttreibens, doch der Hinweis auf die zeitgenössische Situation der Juden ist nicht zufällig gewählt und verweist vor allem auf die württembergische Emanzipationsbewegung.

Erst wenige Jahre zuvor war sie entscheidend vorangebracht worden. In der Absicht, „die öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubens-Genossen im Königreich durch eine zeitgemäße Gesetzgebung mit der allgemeinen Wohlfahrt in Uebereinstimmung zu bringen, und die Ausbildung und Befähigung dieser Staats-Angehörigen zum Genusse der bürgerlichen Rechte gegen Uebernahme der bürgerlichen Pflichten möglichst zu befördern“³⁷, ließ König Wilhelm I. von Württem-

³⁵ Schwab 1960, S. 289.

³⁶ Crusius 1733 II, S. 428.

³⁷ Regierungs=Blatt für das Königreich Württemberg, Nr. 29, 8.5.1828.

berg im April 1828 das Bürger-, Gemeinde- und Erwerbsleben der ansässigen Juden neu strukturieren. Kurz vor Entstehung der Erzählung, Ende April 1836, kursierte eine Eingabe für die Abgeordneten der Zweiten Kammer von Wolfgang Menzel, in der er sich für eine völlige Gleichstellung der Juden in Württemberg aussprach. In der Sitzung vom 4. Mai 1836 unterstrich der berühmte Literaturkritiker, dass alle „Uebel und Fehler, die man dem Judenthum vorwirft, und um derenwillen man die Emancipation zu verweigern pflegt, nur Folge der bisherigen Unterdrückung der Juden sind, und überall verschwanden, wo man dieselben emancipirt hat“³⁸. Auch Albert Schott (1782–1861) plädierte für die völlige Gleichstellung der Juden mit den christlichen Staatsbürgern Württembergs, „soweit dieß nach der Verfassung zulässig ist, weil ich es nicht mit der Vernunft vereinbar finden kann, daß die Ausübung politischer Rechte von der Form oder dem Inhalt eines Glaubens-Bekenntnisses oder der Gottes-Verehrung überhaupt abhängig gemacht werden soll“³⁹. Die Forderung nach der ‚vollen Emanzipation‘ umfasste demnach auch die staatsbürgerlichen Wahlrechte. Der Antrag wurde mehrheitlich von der Zweiten württembergischen Kammer angenommen, auch wenn dies zunächst ohne Folgen blieb. Hermann Kurz machte selbst in der Wahl seiner Freunde keinen Unterschied zwischen Christen und Juden, zählte nicht nur Berthold Auerbach zu seinem Kreis, sondern etwa auch Moritz Cohen (Pseudonym: M. Honek).

Dass er tatsächlich einen politischen Gehalt in der kurzen Marktepisode des *Abenteuers in der Heimat* andeuten wollte, zeigt sich auch in einer Anspielung auf den Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833, dessen Nachwirkungen er noch im zweiten Teil von *Die beiden Tubus* verarbeitete. Indirekt offenbart sich der autobiographische Erzähler als Verbündeter der Vormärzrebelln, jedenfalls aber als Sympathisant: „In meinen Schuljahren hatte ich von den Märkten meiner Vaterstadt manchen Spaß. Ich mischte mich unter das Gedränge mit einer Schar Kameraden, so kühn wie die Verschworenen an der Frankfurter Messe [...].“ (SW XI, 126) So furcht- und planlos die Aufsässigen die Frankfurter Hauptwache besetzen und Waffen erbeuten wollten, um den Bundestag in ihre Gewalt zu bringen, so mischte sich der Erzähler in seiner Kindheit in das Markttreiben, um den Bauernmädchen ihre Zöpfe zusammenzubinden und den Männern mit Blasrohren den Dreispitz vom Hut zu schießen.⁴⁰

³⁸ Zitiert nach: Protokoll XLIX. vom 4. Mai 1836, in: Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreich Württembergs auf dem Landtage von 1836 IV, S. 41.

³⁹ Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreich Württembergs auf dem Landtage von 1836 IV, S. 36.

⁴⁰ Vgl. dazu das postum erschienene Erzählfragment *Der heilige Florian* und das Sonett an Rudolf Kausler (*An R. K.*).

Da dem Erzähler aber derlei Zusammenkünfte inzwischen verleidet sind, setzt er sein Abenteuer in der Natur fort; aber nicht allein an der Seite des hiesigen Pfarrers, sondern auch mit Gustav Schwabs *Neckarseite der Schwäbischen Alb*. Interessant sind weniger die aus dem Reiseführer entnommenen Wandertipps und Ortssagen, als vielmehr die ausgesparten kulturhistorischen und legendarischen Ausführungen. Während der Wanderer das Wental als terra incognita entdeckt, da es bei Schwab nicht aufgenommen wurde, besteigt er den Rosenstein, den „letzten Gipfel der ganzen Albreise“⁴¹, in Erinnerung an die detailreiche Darstellung. Der „Grenzwächter der Alb“ (SW XI, 132) zeigt sich als ein Berg, „um die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu schauen“ (SW XI, 132). Dieser spontan hervorgebrachte Eindruck wird als Bürge für die bis in die Gegenwart überlieferte Ortssage von der Versuchung Jesu gewertet. Demnach hatte der Satan den vierzig Tage in der Wüste fastenden Jesu auf den Rosenstein geführt und ihm von dort aus die Ellwangener Gegend, die Alb, den Aalbuch, die Kaiserberge Rechberg und Hohenstaufen sowie den kleineren Eichelberg gezeigt, wo es im Lukas-Evangelium heißt: „Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der ganzen Welt in einem Augenblick und sprach zu ihm: Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie, welchem ich will. So du nun mich willst anbeten, so soll es alles dein sein.“ (Lukas 4, 5–7) Dazu kommentiert Schwab mit Blick auf die oft trutzigen Raubritterburgen: „Für einen habsüchtigen Raubritter mochte allerdings der Anblick der Burgen Teck, Neufen, Rechberg und Hohenstaufen, und hinterwärts der fetten Probstei Ellwangen viel Versuchungen gehabt haben [...]“⁴² Gott habe darauf den Satan in die naheliegende „Teufelsklinge“ gestürzt und als Andenken an dieses Ereignis Fußtritte in Heubach und auf dem benachbarten Scheuelberg hinterlassen. Hermann Kurz spart nicht nur die Alternativlegende von der Flucht Jesu vor den Juden aus, die bei Schwab ebenso erzählt wird, sondern auch das ausführlich dargestellte Wallfahrtsverbot zu den Teufelstritten, das 1657 im protestantischen Württemberg erlassen wurde. Nachdem die Pilgerreisen zu einem dort aufgestellten Marienbild nicht unterbunden werden konnten, sprengte man den betreffenden Platz am Rosenstein, den die Mutter Gottes besucht haben soll, samt dem dortigen Fußabdruck in die Luft. Diese radikale Aktion gegen den magischen Wunder- und Aberglauben wird vom Ortspfarrer nicht erzählt. Im Gegenteil, er berichtet von der Teufelsklinge im Indikativ und sieht darin nach wie vor einen geradezu magischen Ort. Dagegen distanziert sich der Erzähler vom historischen Wahrheitsgehalt der Geschichte und interpretiert deren Tradierung

⁴¹ Schwab 1960, S. 239.

⁴² Schwab 1960, S. 242.

als ein spezifisches Symptom: „Diese Sage drückt einen köstlichen Stolz auf die Heimat aus [...]“. (SW XI, 132)

Der Pfarrer von Bartholomä bekennt sich, wenn auch ironisch gebrochen, zu einem gewissen Wunderglauben. Aus Langeweile habe er sich während seiner theologischen Studien auf die Magie verlegt. Nachdem der Reisebegleiter Ernst wilde Erdbeeren gesammelt hatte, erinnert sich der Erzähler, was Gustav Schwab über den Rosenstein schreibt: „Wenn der Reisende so vernünftig sei, versichert er, Wein und Zucker mit hierher zu bringen, so könne er die vortrefflichste kalte Schale *in loco* einnehmen.“⁴³ (SW XI, 133) Er ärgert sich über die fehlende Vorbereitung, während Pfarrer Ludwig überlegt, welchen Genius er anrufen könnte: Ein „spekulativer Handel“ mit dem Teufel erscheint ihm wenig angemessen für einen Pfarrer, dagegen will er Ariel und Puck aus dem „Alt-England“ Shakespeares oder den Klopferle – Botenhund von Ulrich II. –⁴⁴ nach Hause schicken. Schließlich zieht er durch „wunderbare und doch ganz natürliche Hexerei“ (SW XI, 134) die fehlenden Zutaten aus seiner Rocktasche und bereitet eine Bowle „mit der Feinheit eines erfahrenen Apicius“ (SW XI, 135) zu. Die Freunde trinken auf alle „realen und idealen, sichtbaren und unsichtbaren Stifter dieses Festes“ (SW XI, 136), also auf den synästhetischen Genuss des Rosensteins ebenso wie auf seinen ihm eigenen legendarischen Konnex. Diese versöhnliche und weiheliche Szene steht im Kontrast zum durchgehend thematisierten, bis zum Ende nicht aufgelösten Konflikt zwischen der älteren Theologengeneration, die Pfarrer Ludwig repräsentiert, und der jüngeren, deren Ansätze der Erzähler vertritt. Die unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Glaubenswelten werden aber nicht auf das eindimensionale, stereotype Verhältnis eines abgeschiedenen Albdorfs zur Tübinger Universitätsstadt bezogen, sondern auf die neuesten Entwicklungen in der protestantischen Theologie, auf die Verschiebung ihrer dogmatischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen.

Bereits als Kurz seinen Helden bei Nacht über die Schwäbische Alb reisen lässt, kündigt sich die Negation alles Übernatürlichen mehrfach an. Die Reisenden unterhalten sich angeregt, was Hermann Kurz mit einem Vers aus Seumes *Lebenslauf Jeremias Bunkels* andeutet: „Da ging es fort in einem Fluß, als ob ein Waldstrom rauschte“. (SW XI, 118) Dieser Vers der intertextuellen Vorlage beschließt die Warnungen des Vaters an seinen studierenden Sohn:

⁴³ Vgl. Schwab 1960, S. 247: „Die saftigsten Erdbeeren kann sich der Wanderer mit jedem Schritte pflücken, und wenn er Wein und Zucker zur Labung mit sich führt, auf dem Gipfel die beste kalte Schale improvisieren.“

⁴⁴ Vgl. Schwabs Ballade *Der Klopfer auf Hohenrechberg. Romanze*, in: Schwab 1960, S. 234–236.

Mein Sohn, durch diese Teufelswelt grassiert die Seuche, alles wird in den Abgrund stürzen. Man muß sich hüten, daß nicht die Vernunft, die jetzt so gerühmt wird, uns alle zugrunde richtet. Ein jeder, dem es im Kopfe juckt, den unsinniger Übermut befällt, kommt mit Neuerungen. Aber wir hassen das gemeine Volk. Das gemeine Volk hassen wir.⁴⁵

Auch in der kurzen Diskussion über Geistererscheinungen auf der Heide von Böhmenkirch kündigt sich an, dass der Erzähler bereit ist, hinter allem scheinbar Unerklärlichen eine an der Vernunft und empirischen Wirklichkeit orientierte Erklärung zu finden: So teilt er die Ansicht seines Freundes G***t mit,⁴⁶ die auch seine eigene ist, „die Räuber (versteht sich bei Nacht) seien nichts anderes als reale Gespenster“ (SW XI, 122).

In einer unschuldig anmutenden Geselligkeitsszene kündigt sich ausdrücklich ein theologischer Epochenwechsel an: Der Erzähler erinnert den anwesenden Förster an die misslungene Jagd vom Vormittag und nennt ihn nach dem ersten Buch Mose einen „gewaltigen Nimrod“ (SW XI, 125), der selbst „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“ (1 Mose 10, 9) gewesen sein soll. Während dieser seinen Braten isst und ihm der Endiviensalat aus den Mundwinkeln steht wie ein Schnauzbart, fragt er den Studenten, ob er nicht einen anderen biblischen Namen für ihn wisse. Der Erzähler denkt gleich an Nebukadnezar, weil der Förster „so ein greulicher Salatesser“ (SW XI, 137) sei. Auf die Frage, wie er in seinen Vergleich integrieren wolle, dass es von Nebukadnezar heißt, er habe echtes Gras in Gesellschaft der Tiere gefressen, antwortet der Erzähler in deutlicher Anspielung auf die historische Bibelkritik eines David Friedrich Strauß:

Nein! man muß es mit Vergleichen nicht so genau nehmen und auch mit dieser Erzählung nicht, welche das mythische Gepräge unverkennbar an der Stirne trägt. Es ist ganz klar, wie man sich die Sache deuten muß. Nebukadnezar war ein aufgeklärter, durchgreifender Monarch und führte den Salat, eine bisher noch unbekannte Speise, in Babylonien oder wenigstens an seinem Hofe ein. Dies war eine Neuerung und somit ganz den Absichten der Priesterpartei entgegengesetzt. Diese erfanden, um sein Charakterbild in der Geschichte zu verzerren, das Märchen, er sei wahnsinnig geworden und habe Gras gefressen, oder vielleicht waren sie auch wirklich der Meinung, das Salatessen sei ein Gedanke des Wahnsinns, und dieser bildliche Ausdruck wurde im Laufe der Zeit zur Sage. (SW XI, 138)

⁴⁵ Übersetzung nach Seume 1983 I, S. 371. Vgl. die sechste und siebente Strophe der Ballade: „Mi fili, sprach der Schulpapa / Diaboli per mundum / Grassatur pestis, omnia / Ruerunt in profundum. [...]“

⁴⁶ Der „geistreiche Freund“ ist womöglich der spätere Indien-Missionar und Kommilitone Hermann Gundert (1814–1893), Hermann Hesses Großvater, denn auch er unternahm an der Seite von Hermann Kurz Reisen über die Schwäbische Alb, so etwa im Juli 1833. Vgl. Hermann Gundert an seine Eltern, 11.4.1836, in: Gundert 2000.

Signalwörter sind dabei das „mythische Gepräge“ der biblischen Geschichte, das zu einem „Märchen“ verzerrte Charakterbild Nebukadnezars, und die „Sage“, die daraus entsprungen sei.

David Friedrich Strauß stellte sich in seinem bahnbrechenden Buch *Das Leben Jesu* (1835/36) sowohl gegen den noch immer verbreiteten Supranaturalismus (1790–1830) und Rationalismus als auch gegen diejenigen theologischen Ansätze, die eine Synthese beider Positionen anstrebten. Gegenüber dem Rationalismus hielt der Supranaturalismus daran fest, dass die Inhalte der göttlichen Offenbarung nicht durch vernunftmäßiges Denken erschlossen werden können, sondern allein in der Bibel mit ihren Prophezeiungen und Wundern bezeugt seien.⁴⁷ Dagegen setzte nun David Friedrich Strauß den Standpunkt, die Bibel müsse mythologisch gedeutet werden, wobei er unter neutestamentlichen Mythen nichts anderes verstand, „als geschichtartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage“.⁴⁸ Der Erzähler in *Abenteuer in der Heimat* sieht hinter der Erzählung des Nebukadnezar (Daniel 4) weder ein göttliches Einwirken auf die Weltzusammenhänge noch eine moralisch-ethische Botschaft, wonach der babylonische König für seine Hybris göttliche Strafe erfährt. Er deutet vielmehr eine Mythenkritik nach Strauß an. Teils durch Intrige, teils durch die den Inhalt verzerrende Dynamik der mündlichen Tradierung sei das prosaische Ereignis einer kulinarischen Innovation – die Einführung des Salates am Hof – zum festen Bestandteil göttlicher Offenbarung geworden. Nun zeigt sich der theologische Konflikt zwischen dem Erzähler und seinem Gastgeber in einer einfachen Geste. Pfarrer Ludwig nimmt in der Nebukadnezar-Deutung einen geradezu häretischen Humor wahr: „Der Pfarrer erhob drohend den Finger [...]“ (SW XI, 138) Damit also bekennt sich der Erzähler zu einer ‚Schule‘, die mit Erscheinen von Strauß’ *Leben Jesu* gerade in Tübingen bekämpft wurde. So etwa mit Johann Christian Friedrich Steudels (1779–1837) Reaktion in der *Tübinger Zeitschrift für Theologie*: „Aus einer gewissen Schule nämlich [...] vernehmen wir die Voraussetzung als etwas ausgemachtes und zugestandenes ausgesprochen, daß mit der rationalen auch die supranaturalistische Auffassungsweise des Christentums und damit auch das Leben Jesu sich überlebt habe, eine veraltete seye.“⁴⁹ In der harmlos anmutenden Erzählung *Abenteuer in der Heimat* wird dieser aktuelle Konflikt, der die protestantische Theologie spaltete, literarisch expliziert. Der Erzähler, und mit ihm der Autor Hermann Kurz, zeigt sich hier bereits als ein Vertreter der neuesten historischen Bibel- und radikalen Wunderkritik.

⁴⁷ Vgl. Joachim Weinhardt: [Art.] Supranaturalismus, in: TRE XXXII, S. 467f.

⁴⁸ Strauß 1835, S. 75.

⁴⁹ Steudel 1835, S. 117f.

Der fiktionale Ort, wo dieser theologische Konflikt der 1830er Jahre ausgetragen wird, ist das alte Pfarrhaus von Bartholomä.⁵⁰ Bereits die Reiseschilderung über die Schwäbische Alb changiert durch die intertextuell angereicherte Erzählweise zwischen literarischer Träumerei und dem Stil eines sachlich distanzier-ten Reisejournals. Damit illustriert sie die Distanz zwischen romantischer und realistischer Gegenwartswahrnehmung. Auch das Spannungsfeld zwischen der alten und neuen „Tübinger Schule“ wird durch phantasmagorische Erscheinungen einerseits und einem sachlichen Detailrealismus mit seinem Bedeutungs-konnex andererseits dargestellt: Die Gäste schlafen in einem großen Saal des Pfarrhauses, das „ein uraltes Herrenhaus“ (SW XI, 123) ist und seit Jahren nicht mehr repariert wurde, da die Baulast nicht von der Kirche selbst getragen wird, sondern Teil eines Patronatsdiensts ist. Türen und Fenster schließen nicht mehr richtig, auch die Wände sind geradezu transparent und Löcher im Boden lassen gar ein altes Burgverlies erahnen. So erinnert also das Pfarrhaus an ein altes Spukschloss: „Aber demungeachtet und trotzdem, daß dieser Saal noch überdies der nächtliche Spielraum eines Kapuzinergeistes sein soll, schiefen wir fest bis an den Morgen.“ (SW XI, 123) Erzähldetails haben im *Abenteuer in der Heimat* stets einen historisch belegbaren Hintergrund, so etwa die Warnung vor unbeaufsichtigten Kerzen, denn kurz bevor der Autor seinen Vetter besuchte, im Frühjahr 1832, vernichtete ein Brand elf der mit Stroh gedeckten Häuser von Bartholomä.⁵¹ Und auch die Beschreibung des Pfarrhauses folgt den vor Ort vorgefundenen Tatsachen. Da bei der Patronatsstelle der Gutsherr unterhaltspflichtig war, wurde dieses frühere Amtshaus lange nicht renoviert, so dass noch Jahrzehnte später der desolate Zustand beklagt wurde.⁵² Für die Produktionsästhetik bedeutet die Referenzierbarkeit des Texts, dass Kurz die Erzählwelt nicht in freier Phantasie gestaltet, sondern sich von der Vorlage der erzählten Welt leiten lässt, um also die erlebte Wirklichkeit in der literarischen Adaption, in der motivisch-thematischen Verknüpfung und einer subjektiv wertenden Erzählhaltung zu deuten.

Während der Erzähler noch in der ersten Nacht im alten Pfarrhaus von der angekündigten Erscheinung eines Kapuzinergeists unberührt bleibt, bekommt sie in der weinseligen zweiten Nacht eine gewisse Evidenz. In der spärlichen Bibliothek des pietistischen Pfarrers sucht der Erzähler „etwas Erbauliches“, um, wie er es oft zu tun pflegt, in der Nacht zu lesen. Ein „richtiger Instinkt“ lässt

50 Zum Pfarrhaus vgl. Kurz 1999, S. 128. Es handelt sich dabei um jenes Pfarrhaus, das in jüngerer Zeit weithin bekannt wurde, da dort die RAF-Terroristin Gudrun Ensslin aufwuchs. Vgl. das Kapitel „Gudrun Ensslin“ in Stefan Aust: Bader-Meinhof-Komplex, Hamburg 2008.

51 Vgl. Haller 2015, S. 32.

52 Vgl. Königliches statistisch-topographischen Bureau 1870 (Hg.), S. 300.

ihn zu Karl Gottlieb Bretschneiders (1776–1848) „Dogmatik“, also allem Anschein nach zu dessen Hauptwerk *Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche oder Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat, mit Vergleichung der Glaubenslehre in den Bekenntnisschriften der reformierten Kirche* (1814–1823) greifen, das er in der kleinen Bibliothek des Pfarrers findet, „die sich seit seiner wissenschaftlichen Periode nicht vermehrt hatte“. Noch einige Jahre bevor Hermann Kurz das Tübinger Evangelische Stift besuchte, war es das Standardwerk zu dogmatischen Fragen und der Theologie des frühen 19. Jahrhunderts überhaupt. Bretschneider wurde vor allem für die Herausgabe des *Corpus Reformatorum* (seit 1834) bekannt, worin auch die *Sämtlichen Schriften* von Philipp Melancthon erschienen. Ludwig Amandus Bauer, der zehn Jahre ältere Freund von Hermann Kurz, schrieb während seiner theologischen Prüfungen an Eduard Mörike: „Ich bin wirklich in Ingelfingen, morgens steh’ ich bald auf, lese im untern Stübchen im Bretschauzel, des Examens wegen, dampfe dazu wie ein Däuschen [...]“.“⁵³ Der Erzähler in *Abenteuer in der Heimat* will sich mit Bretschneiders *Dogmatik* „nüchtern lesen und noch obendrein aufgeklärt“, doch scheint es ihm nun, als spuke der Kapuziner im Saal. Am Tag hatte der Pfarrer erzählt, wie er nachts die Türen aufreißt, herumstapft und poltert, als ob ein Sack herunterfalle:

Alles dies schwebte mir vor, als ich im Bette lag und den jedem Geiste widerstrebenden Rationalisten zu lesen versuchte. Ich konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen Blick über das Buch zu werfen, ob nichts Fremdartiges im Zimmer zu sehen sei; dort, hinter dem Bücherschrank in der Ecke, stand eine schwarze Gestalt, die sich zu bewegen schien. Ich sprang mit gestäubtem Haar aus dem Bette und ging verzweiflungsvoll dem Gespenst auf den Leib; es erwartete mich ruhig und wies sich, als ich herankam, als der schwarze Kirchenrock des Pfarrers aus. Ich legte mich wieder zu Bette und las beruhigt in Bretschneiders *Dogmatik* weiter. Seine Ideen wurden mir immer unansehnlicher, sie krochen wie Ameisen vor meinen Augen umher, ich gab mir zuletzt nicht mehr die Mühe, sie zu verstehen – – – (SW XI, 145)

Zuletzt wird also der Kapuzinergeist mit dem Kirchenrock des Pfarrers identifiziert, der seinerseits die Theologie eines Bretschneiders symbolisiert. Dieser kühne, narrativ herbeigeführte Vergleich zwischen dem spiritistischen Aberglauben und der älteren Theologie vor Christan Ferdinand Baur und David Friedrich Strauß, der sich die Generation von Hermann Kurz bereits entfremdet hatte, ist

⁵³ Ludwig Amandus Bauer an Eduard Mörike, Ingelfingen, 8.11.1825, zitiert nach: Zeller / Simon 1976 (Hg.), S. 42.

umso plastischer, als auch das Motiv des Kapuzinergeists auf einen populärwissenschaftlichen, spirituellen und literarischen Kontext anspielt, der für den damaligen Leser verständlich gewesen sein dürfte.

Die Spukgestalt des Kapuziners findet sich nämlich in der *Theorie der Geisterkunde, in einer Natur-, Vernunft- und bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichtern und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse* (1808) von Johann Heinrich Jung, gen. Stilling, (1740–1817), die in der Tradition des Mesmerianismus steht.⁵⁴ Zur Verwunderung des Autors wurde sein Buch in Württemberg zunächst verboten und als ketzerisch wahrgenommen, obwohl er seines Erachtens nach philosophisch unbestreitbaren Kategorien eine Apologie des Jenseits und damit der christlichen Heilsoffenbarung entworfen hatte.⁵⁵ Jung-Stilling strebte also letztlich die Widerlegung des mechanistischen Weltbilds an,⁵⁶ Geistererscheinungen seien der Beweis dafür, dass es ein Jenseits gebe und dieses in die diesseitige Welt hineinrage. Damit seien sie Garanten für die Fortdauer der Seele und des individuellen Bewusstseins nach dem Tod. Unter den eingestreuten Beispielen repräsentiert die Gestalt des sacktragenden Kapuziners „Geistererscheinungen, die das ernste göttliche Gericht, auf lange Zeit, verurtheilt hat, den lebenden Menschen zum warnenden Beyspiel, auf der Gränze zwischen dieser und jener Welt zu verweilen, bis ihr ewiges Schicksal entschieden ist“⁵⁷ (§ 235).

Der „liebe, verständige und gottesfürchtige Freund“⁵⁸, der Jung-Stilling die mysteriösen Ereignisse über den spukenden Geist in einem ehemaligen Kapuzinerkloster mitteilte, führt gleich mehrere Zeugen an. Der Interpret sieht damit dessen Existenz als bewiesen an, ebenso wie das Übernatürliche selbst, gestützt auf die biblische Überlieferung, vorausgesetzt ist. Sowohl ein Bäcker als auch ein Weber sollen im Treppenhaus des besagten Hauses einem „langbärtigen, älteren, mit einer Kutte und einer ziemlich schwarzen Schlafmütze gekleideten Kapuziner“⁵⁹ begegnet sein. Die nächtlichen Geräusche eines niederfallenden Sacks führt Jung-Stilling auf zwei mögliche Ursachen zurück: Entweder der Sack ist ein Attribut für ein ungesühntes Verbrechen und steht für den von den ansäs-

⁵⁴ Vgl. dazu: Titzmann 1979.

⁵⁵ Vgl. das Vorwort zur *Theorie der Geister* und Selbstzeugnisse. So etwa den Brief von Jung-Stilling an Pfeffel, Karlsruhe, 24.12.1808, zitiert nach: Kühlmann 1995, S. 471f.: „Ich gehe von Kants Kritik der reinen Vernunft aus, hole dort rein bewiesene Lehrsätze, und brauche sie als Grundsätze.“

⁵⁶ Vgl. Jung-Stilling 1808, S. 7f.

⁵⁷ Jung-Stilling 1808, S. 332.

⁵⁸ Jung-Stilling 1808, S. 343.

⁵⁹ Jung-Stilling 1808, S. 336.

sigen Mönchen gepflogenen betrügerischen Getreidehandel. Der Mönch muss sich also, um erlöst zu werden, zu seiner Schuld bekennen. Oder aber er kommuniziert allein abstrakt seine unerträglich schwere Bürde und sein schreckliches Leiden. Indiz für letzteres Motiv sind die Ereignisse während der Aufbahrung eines protestantischen Verstorbenen. In der ersten Nacht nach dem Tod eines Zeugmachers steigerten sich die Spukgeräusche dermaßen, dass selbst der sonst unerschrockene Erzähler an keinen natürlichen Ursprung mehr glauben kann:

Der Geist war ein Mönch; wir wissen aber, daß die Ordensleute den vesten Grundsatz haben, daß außer der Katholischen Kirche niemand selig werden könne; es muste ihm also unaussprechlich wehe thun, wenn er sahe, daß ein evangelisch-Lutherischer Mensch – ein Ketzer! – so von Mund auf, zur Seligkeit gefördert wurde [...].⁶⁰

Über diese Geistergeschichte wurde vor allem in Württemberg diskutiert, denn obwohl Jung-Stillings Erzähler keinen Ort angab, war für den anonymen Rezensenten in *Cottas Morgenblatt* klar, dass es sich um ein Haus in der Schulgasse in Stuttgart gehandelt haben müsse. Unmittelbar nach Erscheinen des Buchs legte er ausführlich dar, inwiefern Jung-Stilling einer „Handwerksburschenfarce“ erlegen sei. Während der anonyme Einsender der Geschichte nämlich Jung-Stilling berichtete, das betreffende Haus sei ein vor 300 Jahren gegründetes Kloster gewesen, konterte der Rezensent vielleicht ein wenig pedantisch, der Orden existiere erst seit 1526. Doch mit dem Argument, das erste Kloster in Württemberg sei 1582 gegründet worden und in der Residenzstadt des reformierten Landes habe es nie Kapuziner gegeben, entkräftete er jedenfalls die scheinbar faktischen Details der Geistergeschichte. Er konnte seinerseits sogar die Zeugen der Geistererscheinung benennen. Das Haus sei nun in Besitz des Bäckermeisters Knapp und der Kapuziner sei dem Bäcker Seemann erschienen, „von dem aber bekannt ist, daß er zu tief in die Flasche sähe“⁶¹.

Die Gestalt des mysteriösen Kapuziners war allgemein bekannt in Stuttgart, denn in der ungedruckten Sammlung *Schwäbische Sagen* von Albert Schott dem Jüngeren (1809–1847), Professor am oberen Gymnasium zu Stuttgart, werden gleich zwei Kapuziner-Sagen mitgeteilt.⁶² Während *Der Capuziner in der St. Leon-*

⁶⁰ Jung-Stilling 1808, S. 347.

⁶¹ Vgl. Anonym 1808, S. 1218.

⁶² Der früh verstorbene Sohn des Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung Albert Christian Friedrich Schott (1782–1861) stand mit Kurz in regelmäßiger Verbindung. Am 7. November 1845 sandte er Kurz allem Anschein nach seinen Aufsatz *Die Tropfsteinhöhle bei Erpfingen* (erschieden in: Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, hg. von Heinrich Schreiber, Bd. 5, Freiburg 1846, S. 331–372) und bedankte sich für Kurz' politische Schrift *Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort* (1845): „Ich schicke dir hier ein Prachtexemplar meiner

hardtskirche zu Stuttgart von einem toten Mönch erzählt, der auf seine Erlösung wartet, spielt *Das Kreuz in der Schulgasse von Stuttgart* in unmittelbarer räumlicher Nachbarschaft der Stilling-Episode. Sie wurde Schott von Hauptmann Ferdinand von Dürrich, der Landesvermesser beim Militär war und auch an der Seite von Wolfgang Menzel als Archäologe bekannt wurde,⁶³ im März 1847 mitgeteilt: In besagter Schulgasse seien zur Regierungszeit König Friedrichs (1816) drei Soldaten auf die Gestalt eines Kapuzinermönchs gestoßen, der vor einem zu katholischen Zeiten in die Wand eingelassenen Kreuz gebetet habe und dessen Bild beim Läuten der Stadtglocke zerfließen sei.⁶⁴

Wenn nun die Erscheinung des Stuttgarter Kapuziners aus der *Theorie der Geister-Kunde* auf Bretschneiders *Dogmatik* bezogen wird, so ist dies, jedenfalls aus der Perspektive der Theologengeneration von Hermann Kurz, bei aller Komik inhaltlich begründet. Bretschneider führte Jung-Stillings *Theorie der Geisterkunde* sogar in der Bibliographie der zweiten Ausgabe seiner ersten wichtigen Publikation zur Dogmatik, der *Systematischen Entwicklung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe* (1804), an.⁶⁵ Mit der nächtlichen Bretschneider-Lektüre im Spukhaus seines an der traditionellen Dogmatik orientierten Gastgebers werden die Ansichten der neuen Theologenschule nachdrücklich evident. Bretschneiders Theologie nimmt eine vermittelnde und komplementäre Position von Rationalismus und Supranaturalismus (rationaler Supranaturalismus) ein.⁶⁶ Er verbindet den Glauben an eine höhere, vernunftmäßig nicht erfassbare Offenbarung mit einer ‚rationalen‘ Argumentation. In Paragraph 24 des *Handbuchs der Dogmatik* über „Das Verhältniß zwischen der geoffenbarten Lehre und der menschlichen Vernunft“ heißt es über die Religionsgeheimnisse, allein ihre Unergründlichkeit sei durch menschliche Vernunft ergründbar, verstanden werden aber könnten sie wesensbedingt nicht. Darin sollen sie etwa den Naturgeheimnissen ähneln, wie

Beschreibung deines Geburtsortes und =gaues, die mir eine republicanisch einfache, aber sehr willkommene Danksagungsepistel deines Stadtraths eingetragen hat; gesiegelt mit dem herzerwärmenden Bild des Reichsadler.“ Albert Schott an Hermann Kurz, 7.11.1845, WLB Stuttgart, Cod. hist. Q 344 B (12).

⁶³ Vgl. Hauptmann von Dürrich / Wolfgang Menzel: Die Heidengräber am Lupfen (bei Oberflacht). Aus Auftrag des württembergischen Alterthumsverein geöffnet und beschrieben, Stuttgart 1847.

⁶⁴ Vgl. nach Albert Schotts Manuskript: Der Capuziner in der Leonhardtskirche zu Stuttgart / Das Kreuz in der Schulgasse zu Stuttgart, gedruckt in: Graf 1995 (Hg.), S. 24ff.

⁶⁵ Der Eintrag findet sich im Themenkomplex der Engel, die in Verbindung zu den Menschen treten. Vgl. Bretschneider 1819, S. 480. In der vierten Auflage seiner *Dogmatik* schrieb Bretschneider über Jung-Stillings *Theorie der Geister-Kunde* ausdrücklich: „Zur Beförderung des Glaubens an Geistererscheinungen geschrieben“ (Bretschneider 1841, S. 481).

⁶⁶ Vgl. Eckehart Stöve: [Art.] Bretschneider, Karl Gottlieb (1776–1848), in: TRE VII, S. 186f.

denen der Zeugung und der Schwerkraft. Im Übrigen sei eine Offenbarung nur denkbar, wenn sie den bisherigen Kenntnisstand des Menschen erweitere, und auf ein „höheres Seyn nach dem Tode, von dem wir nur dunkle Vorstellungen haben können“, vorbereite: „Auch kann man nicht einwenden, daß der Glaube an Geheimnisse ein blinder sey; denn ein blinder Glaube beruhet auf keinen Gründen: der Glaube an Religionsgeheimnisse hingegen beruhet auf der hinlänglich zu begründenden Ueberzeugung von der Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung.“⁶⁷ Der Erzähler äußert zwar keine offensichtlichen Einwände gegen Bretschneiders Theologie, auch wenn er sie an die Seite von Jung-Stillings *Theorie der Geisterkunde* stellt. Allein in polysemantischen Formulierungen findet sich gehäuft ein kritischer Kommentar: Bretschneider ist für ihn ein „jedem Geiste [widerstrebender Rationalist]“, so kann er sich weder „nüchtern“ noch „aufgeklärt“ lesen, die *Dogmatik* wird ihm nicht nur aufgrund der fortgeschrittenen Stunden immer „unansehnlicher“ (SW XI, 145).

Die Absage dieser jüngsten Theologengeneration an die etablierten Autoritäten der Dogmatik formulierte allen voran Kurz' Studienkollege Eduard Zeller. Er beklagt in seinem zunächst 1860 in der *Historischen Zeitschrift* anonym erschienenen, die damaligen Zusammenhänge rückblickend darstellenden Aufsatz *Die Tübinger historische Schule* „das ganz ungeschichtliche Verfahren des Supranaturalismus, der mit seinem Wunderglauben jede Herstellung eines historischen Zusammenhangs, mit seiner Inspirationslehre jede Kritik der biblischen Schriften in der Wurzel aufhob [...]“⁶⁸. Ebenso sieht er den deutschen Rationalismus als gescheitert an. Er habe zwar den supranaturalistischen Standpunkt, die biblischen Geschehnisse seien nicht an die Gesetze der empirischen Wirklichkeit gebunden, aufgegeben, doch dabei nicht gewagt, die Bibel als „reine Geschichte“ in Frage zu stellen. Der theologische Rationalismus habe nichts weiter vollbracht, als mit Hilfe der Sprache, „das, was sich selbst als ein übernatürliches giebt, unbeschadet seiner Geschichtlichkeit, in ein natürliches zu verwandeln“.⁶⁹

Neben Strauß war es vor allem dessen Lehrer Christian Ferdinand Baur, dessen Vorlesungen über Dogmengeschichte (Sommersemester 1833/Wintersemester 1834) und Kirchengeschichte (Wintersemester 1833/Sommersemester 1834) Hermann Kurz besuchte,⁷⁰ und der in seinen historisch-kritischen Untersuchungen noch vor Strauß eine neue Bibelbetrachtung einforderte. Obwohl Baur's Ansätze erst nach Erscheinen des *Leben Jesu* weithin bekannt wurden, gehen

⁶⁷ Jeweils nach: Bretschneider 1828, S. 164f.

⁶⁸ Zeller 1865, S. 273.

⁶⁹ Zeller 1865, S. 270.

⁷⁰ Vgl. Wittkop 1988, S. 103f.

diese nicht nur zeitlich, sondern auch methodisch hinter die mythologische Exegese seines Schülers zurück: „Man kann das Leben Jesu nicht zum Gegenstand der Kritik machen, solange man sich nicht über die Schriften, welche die Quelle unserer Kenntniss desselben sind, und ihr Verhältnis zu einander eine bestimmte kritische Ansicht zu bilden im Stande ist.“⁷¹

In seinen Arbeiten zur Apostelgeschichte und den Paulusbriefen, die Kurz ebenfalls aus dem Hörsaal kannte (Wintersemester 1834),⁷² fragte er nach dem historischen Ort sowie der zeitgebundenen Darstellungsabsicht der Texte und entwickelt eine Methode der „Tendenzkritik“, der historisch-kritischen Exegese.⁷³ Den auf früheren Forschungen aufbauenden *Kritischen Untersuchungen über die kanonischen Evangelien* (1847) stellte Baur eine „Geschichte der Evangelienkritik“ voran, die zunächst von der dogmatischen Auffassung des Augustinus, des schwäbischen Pietismus um Johann Albrecht Bengel (1687–1752) und der älteren Tübinger Schule um Gottlob Christian Storr (1746–1805) ausgegangen sei. Darauf folgt die „abstrakt kritische“ Tradition, für die Friedrich Schleiermacher (1768–1834) von zentraler Bedeutung gewesen sei, und die „negativ kritische, oder dialektische“, die David Friedrich Strauß begründet habe. Am Ende aber stehe die „geschichtliche Auffassung“, die Baur, der gelernt habe, die Evangelien von einem „unbefangenen, von dogmatischen Voraussetzungen unabhängigeren Gesichtspunkt“⁷⁴ zu lesen, selbst vertrat. Die historische und philologische Kritik der Bibel sucht nach positiven Befunden dafür, dass etwa die Schriftsteller der Evangelien mehr hinterließen als eine „einfache historische Relation“, nämlich eine „Tendenzschrift“.⁷⁵

Hermann Kurz formulierte in seinem *Abenteuer in der Heimat* zwar keine ausdrückliche Kritik an der älteren dogmatischen Bibelexegese und Theologie überhaupt, doch er illustrierte kurz nach Erscheinen von Strauß' *Leben Jesu* und nach dem Studium bei Ferdinand Christian Baur die Überkommenheit einer epistemologischen Diskussion. Der für alles ‚Übernatürliche‘ unempfängliche Erzähler zeigt sich geradezu als Positivist im Sinne der neueren Tübinger Theologie. Dies

71 Baur 1862, S. 399. Zum Verhältnis von Baur und Strauß vgl. Köpf 2014.

72 Vgl. den grundlegenden Aufsatz: Ferdinand Christian Baur: Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des petrinischen und paulinischen Christentums in der ältesten Kirche, der Apostel Petrus in Rom, in: *Tübinger Zeitschrift für Theologie* 3 (1831), H. 4, S. 61–206. Und später: Baur: Ueber Zweck und Veranlassung des Römerbriefs und die damit zusammenhängenden Verhältnisse der römischen Gemeinde. Eine historisch-kritische Untersuchung, in: *Tübinger Zeitschrift für Theologie* 8 (1836), H. 3, S. 59–178.

73 Vgl. dazu Bauspiess 2014, S. 196ff.

74 Baur 1847, S. 72.

75 Baur 1847, S. 76.

unterstreicht der Autor, wenn zuletzt der Pfarrer seinen Gast mit Worten nach 1 Moses 32, 28 verabschiedet: „Lebe wohl, du Held, sagte der Pfarrer, indem er mir die Hand zum Abschied reichte, und denke zuweilen an den Kapuziner, deinen Freund, mit dem du gerungen hast und bist schlafend obgelegen.“ (SW XI, 146) Während die biblische Gestalt Jakob mit Gott und den Menschen bis zum Morgen ringt und schließlich Gottes Segen empfängt, schläft der weinselige Student nach kurzer Zeit über den grundlegenden Fragen protestantischer Dogmatik ein und wacht mit einem schmerzhaften Katzenjammer auf.

Strauß' *Leben Jesu* und die methodologischen Überlegungen von Baur wurden in *Abenteuer in der Heimat* sowohl formal als auch inhaltlich dargestellt und implizit bewertet. Ebenso thematisierte Hermann Kurz das zentrale Ereignis seiner Gegenwart im Bereich der Literaturkritik und -politik, Wolfgang Menzels Kampagne in Cottas *Literatur-Blatt* gegen Karl Gutzkows im Herbst 1835 erschienenen Roman *Wally, die Zweiflerin* und das Verbot des Jungen Deutschland. Damit geben also, was bislang in der Forschung nie Beachtung fand,⁷⁶ die beiden großen literarischen Skandale der 1830er Jahre und die daran anknüpfenden öffentlichen Diskurse den Rahmen der Erzählung vor. Sie stehen insofern in einem Zusammenhang, als auch im dritten Buch von *Wally*, in den „Geständnissen über Religion und Christentum“ des Helden Cäsar, neben anderen Erkenntnisansätzen auch die historisch-kritische Methode von David Friedrich Strauß thematisiert wird. Von besonderem Interesse dürfte für Hermann Kurz der Anfang des dritten Kapitels gewesen sein, in dem Gutzkow die ‚Schwäbische Schule‘ um Uhland, zu der später auch Kurz selbst gerechnet wurde, verunglimpfte. Als *Wally* im jüngsten *Musen Almanach* von Gustav Schwab und Adalbert von Chamisso liest, bemüht sie das vielfach geäußerte Klischee, schwäbische Literatur sei musikalische, aber belanglose Naturlyrik:

„Diese guten Waldsänger“, sprach sie vor sich hin, „nehmen sich die Freiheit, sehr ennuyant zu sein. Wenn uns die Reime nicht in einer Art von melodischer Spannung hielten, die Monotonie der Gefühle und Anschauungen wäre tödlich. Ich ziehe Prosa vor. Heines Prosa ist mir lieber als Uhland und sein ganzer Bardenhain.“⁷⁷

⁷⁶ Paul Heyse nahm *Abenteuer in der Heimat* nicht einmal in seine Werkausgabe auf. Hermann Fischer reihte sie zwar in den aus autobiographischen Schriften bestehenden Band XI der *Sämtlichen Werke* ein (zur Differenz der beiden Ausgaben vgl. Rudolf Krauß 1906), doch brachte er sie allein aufgrund der Landschaftsschilderung und als Illustration der Scott-Begeisterung des jungen Autors (vgl. SW XI, 5).

⁷⁷ Gutzkow 2010, S. 9.

Mit dem Fall des *Leben Jesu* und der Wirkungsgeschichte des *Wally*-Romans werden die Universitätsstadt Tübingen und die württembergische Residenz Stuttgart zu Orten mit Ausstrahlung auf alle deutschen Länder, was nicht zuletzt das Publikationsverbot des Jungen Deutschland – zunächst in Preußen, dann im ganzen Deutschen Bund – zeigt.

In ähnlich zurückhaltender, auf das Vorwissen des Lesers rekurrerender Weise wird die Frage nach der staatsgefährdenden Immoralität des Jungen Deutschland in die Handlung eingeflochten. Bevor die Reisenden den Rosenstein besuchen, zeigt der ortskundige Pfarrer ihnen das Wental, nicht weit von Bartholomä. Wie Hermann Kurz kritisch bemerkte, wurde diese Natursehenswürdigkeit nicht in Schwabs *Neckarseite* berücksichtigt und der Erzähler ist überrascht, in dieser Einöde eine so belebt wirkende Landschaft zu entdecken. Der eigentümlichen Formation des ‚Felsenmeers‘, den bizarr geformten Karstkegeln, die im Tal verstreut zwischen Wiesen und Bäumen eine phantasmagorische Szenerie entstehen lassen, widmete auch Karl Mayer d.Ä., zeitlebens ein Vertrauter von Hermann Kurz,⁷⁸ in seinem Zyklus *Auf württembergischen Albwanderungen* (1841) ein Gedicht. Wie Kurz, sieht er sich in *Umherirrend* erst einer einsamen Einöde gegenüber, entdeckt dann aber das *Wendthal*, bevor er in *Am Gebirgsrand* allem Anschein nach ebenfalls vom Rosenstein ins Tal blickt. Schließlich trifft er *Im Jägerhaus* ein, und begegnet dort einer verlassenen hübschen Jägersfrau, die inmitten des Walds Vulpius' Räuberroman *Rinaldo Rinaldini* (1799) liest. Zum „romant'schen Zeitvertreib“ leistet er ihr Gesellschaft. In *Wendthal* stellt Mayer zunächst die urwüchsige Natur vor, ein unübersichtliches und scheinbar chaotisches „Felsmeer“. Aus der Nähe zeigt sich aber, dass in dieser Kalklandschaft ein „schöpferischer Geist“ gewirkt haben muss:

Des Angers Mulde trägt verworren
Ein Felsmeer; Birken wehn herein
Und dort von alten Buchenknorren
Zeigt sich umklaffert das Gestein.

Wie seltsam hat in diesem Kalke
Ein schöpferischer Geist gespielt,
Wo einsam ihr euch, Fuchs und Falke
In Felsenhorsten stets gefielt!

78 Hermann Kurz besuchte 1840 Eduard Mörike in Cleversulzbach in Begleitung von Justinus Kerner und Karl Mayer, und er reiste auch von Buoch aus zu Mayer nach Waiblingen. Vgl. Mayer 1853, S. 185.

Welch graues Labyrinth von Steinen,
 Wie macht dem Maler es zu thun!
 Was mag der Geolog hier meinen?
 Der Dichter läßt das Lied hier ruhn.⁷⁹

Der die Landschaft durchstreifende und sie wahrnehmende Sänger überlässt es schließlich dem Maler, sich am perspektivischen Zusammenspiel des gewundenen Tals, dem komplexen Verhältnis von Vorder- und Hintergrund abzuarbeiten. Und anstelle naturphilosophischer Spekulation soll der Geologe Antwort geben auf die Frage ihrer Entstehung. Der Dichter hätte zwar die verschiedenen steinernen Trugbilder mit ihrem Assoziationskontext zur Darstellung bringen können, die ‚Sphinx‘, das ‚Wentalweible‘ oder den ‚Bischofshut‘, doch er begnügt sich mit der Feststellung, dass er vor sich ein geordnetes Chaos, ein Rätsel und System gleichermaßen sieht.

Hermann Kurz schildert eben dieses Labyrinth, in dem er eine Miniaturausgabe der monumentalen böhmischen ‚Felsenstadt‘ bei Adersbach sieht. Der Erzähler lässt sich die markantesten Felsen zeigen und ist immer wieder verwundert darüber, dass dieses verwunschene Tal nicht zu enden scheint. Der letzte Fels dient ihm als Kanzel. Der junge Theologiestudent improvisiert eine Predigt und ermahnt seine Zuhörer, ihm andächtig zu folgen, sonst würden „die vielen Steine Amen sagen“ (SW XI, 128). Er erinnert sich aber weniger an Jesus Ritt nach Bethlehem, sondern spielt in dieser Szene auf die Legende des erblindeten Benediktiners Beda Venerabilis (673–735) an, die er sicher aus dem bekannten Schul- und Lesebuchgedicht *Das Amen der Steine* von Ludwig Gotthard Kosegarten (1758–1818) kannte:

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
 Das übersät war mit gewalt'gen Steinen.
 Leichtsinnig mehr, als boshaft sprach der Knabe:
 Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
 Versammelt hier, und harren auf die Predigt.⁸⁰

Nach der Predigt, in der Beda „ermahnte, warnte, strafte, tröstete“, bis er selbst weinen musste, riefen aus dem Steintal tausende von Stimmen: „Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!“ Mit der Anspielung auf Kosegarten wird Pfarrer Ludwig zum Disputieren angeregt:

⁷⁹ Zitiert nach: Mayer ³1864, S. 300. Vgl. dazu den Brief an Uhland, 24.10.1841, in: Mayer 1867 II, S. 184.

⁸⁰ Kosegarten 1824–1827 IV, S. 134.

Dies hieß den Pfarrer an seiner stärksten Seite angreifen, unversehens kam sein Kopf durch die Spalte eines gegenüberliegenden Felsen zum Vorschein, durch eine kleinere arbeitete sich sein rechter Arm hervor und nun war es possierlich anzusehen, wie er gegen mich agierte und eiferte; er war hinten in das Gestein gekrochen und benützte diese Öffnung, die sich wenige Fuß über dem Boden gebildet hatte. Wir hielten förmliche Kontroverspredigten gegeneinander, Goethe und Schiller waren das Thema [...]. (SW XI, 128)

Wirkt das Wental für sich bereits wie eine archaische Kultstätte, so stehen sich nun also der Reisende und sein Gastgeber im steinernen Gewand zweier Titanen gegenüber. Hermann Kurz hatte dabei sicher die beiden sich gegenüberstehenden „Kontroverskanzeln“ des Maulbronner Klosters im Sinn, die ihn, wie er in seinen *Jugenderinnerungen* (1861) schrieb, „an die Wandelbarkeit nicht bloß weltlicher, sondern auch geistlicher Dinge, an die Bewegungen der Reformation, die Religionsgespräche, die von den benachbarten Fürsten und ihren Theologen in Maulbronn gehalten wurden,“ (SW XI, 75) erinnerten. Herzog Christoph von Württemberg und seine lutherisch-orthodoxen Theologen disputierten mit Pfalzgraf Friedrich III. und den kurpfälzer Calvinisten in Maulbronn 1564 über das Verhältnis der reformierten Kirchen zum Abendmahl. Sie konnten aber nicht einmal die vorausgehenden Grundlagen klären, so dass die Veranstaltung ergebnislos abgebrochen wurde.

Zwischen den Felsen des Wentals wird zwar vordergründig über die literarische Ästhetik Schillers und Goethes diskutiert, vor allem über die Frage nach Goethes Sittlichkeitsempfinden, doch damit – für den zeitgenössischen Leser ersichtlich – auch über die politische und literarkritische Gegenwart. Zu Anfang vertritt der Erzähler als „Advokat der realistischen Poesie“ (SW XI, 129) noch Friedrich Schiller, dagegen plädiert Pfarrer Ludwig für Goethe: „Dann tauschten wir die Rollen aus: der Pfarrer sprang auf einmal um und parodierte sehr glücklich die eben damals wieder auftauchende ‚platte Litanei von Goethes Immoralität‘.“ (SW XI, 129) Mit diesem Zitat aus Heinrich Laubes (1806–1884) Aufsatz *Wolfgang Menzel*,⁸¹ erschienen in den *Modernen Charakteristiken*, verweist Hermann Kurz unmissverständlich auf die seit September 1835 von Menzel geführte Kampagne gegen das Junge Deutschland. In der jüngst von Stefan Knödler publizierten Edition der Desiderienbücher der Bibliothek der Tübinger Museumsgesellschaft wird nicht nur deutlich, dass sich Laubes *Charakteristiken* im Bestand der Bibliothek befanden,⁸² sondern auch inwiefern sich Hermann Kurz in Tübingen für die Anschaffung von Werken des Jungen Deutschland und neuerer Forschungslitera-

⁸¹ Vgl. Laube 1835 II, S. 253.

⁸² Vgl. Knödler 2014, S. 86.

tur zu Goethe einsetzte. So schlug er etwa vor, Laubes *Das junge Europa* von 1832 und die Schriften Karl Gutzkows bzw. seine gemeinsam mit Eduard Duller herausgegebene Zeitung *Phönix* in die Bibliothek aufzunehmen.⁸³ Außerdem findet in diesem Zusammenhang auch Carl Friedrich Göschel (1781–1861) Erwähnung, mit dessen Thesen zu Goethes Religiosität Hermann Kurz seinen Helden gegen die Ansichten von Wolfgang Menzel argumentieren lässt.

Im zweiten Band von *Die deutsche Literatur* (1828, 2. Aufl. 1836) führte Menzel die moralische, religiöse und patriotische Indifferenz Goethes darauf zurück, dass er ein begnadetes literarisches Talent gewesen sei, aber allein auf die Darstellung Wert gelegt habe, während er gegenüber allen Gegenständen der Darstellung völlig gleichgültig gewesen sei. Damit erklärte Menzel die stilistische Virtuosität, die Formvielfalt seines Werks und die Fähigkeit, in allen literarischen Gattungen Kongeniales hervorzubringen, zu einem Indiz seiner Charakterlosigkeit. Seinen Äußerungen fehle ein „innerer Haltpunkt“, ein „inneres Motiv“:

So sehn wir Göthe's Talent, wie das Chamäleon, in allen Farben wechseln. Heute beschönigt er dieß, morgen jenes. Alle seine Widersprüche erklären sich aus diesem Rollenwechsel und umsonst versucht man sie anders zu erklären oder gar zu vereinbaren. Man hat wohl eine Philosophie, eine Politik, ja sogar eine Religion aus Göthe's Schriften extrahiren wollen. Auf einem solchen Wechselbalge müßten sich aber z. B. die Parallelstellen über Politik im Götz, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen etc. zu einer artigen Hanswurstjacke zusammenflicken, und an dem platonischen Gastmahl, da seine moralischen Ansichten sich gesellig vereinigen sollten, müßte zweifelsohne neben jedem Engel ein Teufel, neben jeder Grazie ein bocksfüßiger Satyr Platz nehmen. Von Religion aber kann in Göthe's Dichtungen nie die Rede seyn. Sie, die sich in die innerste Tiefe der Empfindung verbirgt, ist am weitesten von jener Oberfläche, von jener Maske der äussern Darstellung entfernt.⁸⁴

Während Schiller sich an allem Sittlichen und damit der Nation Dienlichen orientiert habe, sei Goethe der „herrschenden Stimmung des Augenblicks“⁸⁵ erlegen.

Die Kritik an der blinden Verehrung und Stilisierung literarischer Heroen wurde zunächst von der jüngeren Generation geteilt. Wie Heinrich Laube schrieb, habe Menzel damit erst die deutsche Literatur urbar gemacht. Mit seinem Impuls, „die Götzenbilder zu zertrümmern“, seien die nachfolgenden Schriftsteller endlich von den „lähmenden Autoritäten“⁸⁶, also von einem scheinbar alleingültigen literarischen Bezugssystem befreit worden. Und auch Gutzkow,

⁸³ Vgl. Knödler 2014, S. 97f.

⁸⁴ Menzel 1828 II, S. 214f.

⁸⁵ Menzel 1828 II, S. 217f.

⁸⁶ Jeweils nach: Laube 1835 II, S. 241.

der zwischen 1831 und 1834 für *Cottas Morgenblatt*, das *Literatur-Blatt* sowie die *Allgemeine Zeitung* schrieb, sah Wolfgang Menzel zunächst als Vorbild und Mentor.⁸⁷ Sowohl Laube als auch Gutzkow attestierten schließlich aber, Menzel sei „seit einigen Jahren stehen geblieben“⁸⁸, weltfern, unempfänglich für die politische und soziale Gegenwart und damit für die neueste Literatur geworden.⁸⁹ Spätestens mit Erscheinen von *Wally, die Zweiflerin* (1835) hatte sich das Verhältnis von Gutzkow und dem sich zusammenfindenden Jungen Deutschland zum ersten Mann deutscher Literaturkritik geändert. Menzel, der einst wie ein Vater an Gutzkow gehandelt habe, sah in *Wally* sowohl die Moralität und das Christentums als auch die deutsche Kultur verraten und kündigte seine Gegenwehr an: „So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen.“⁹⁰

Es entstand ein spektakulärer, in hyperbolischer Polemik geführter Literaturstreit, in den sich auch weitere Autoren einmischten.⁹¹ Auf die vernichtende Rezension der *Wally* veröffentlichte Gutzkow in Cottas *Allgemeiner Zeitung* die *Gegenerklärung gegen Dr. Menzel in Stuttgart* (Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 374/375, 19.9.1835). Darauf folgte im *Literatur-Blatt* die *Zweite Abfertigung des Dr. Gutzkow*, in der er noch einmal auf die moralische Gefahr hinwies, die von Gutzkows Werk ausgehe:

Herr Gutzkow hat der immer zahlreicher und immer unberufener hervortretenden literarischen Jugend den gefährlichsten Weg gezeigt, auf dem wir bald mit einer atheistischen und

87 Noch in seinem Goethe-Essay nahm Gutzkow kritisch zur Goethe-Verehrung Stellung: „In der That, es kam Göthen ein Wettstreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünschen möchte, daß er weniger exclusiv gewesen wäre. Die Verketzerung solcher, welche nur selten im Tempel erschienen, um anzubeten, regte deren Unmuth auf, und sie gingen hin, die Fahnen der in Süddeutschland aufgesteckten unmittelbaren Rebellion gegen Göthe zu vermehren, wenn ihnen auch wohl sonst die von einem Menzel dabei gerührte große Trommel fatal war.“ Gutzkow 1836, S. 50f. Zu Gutzkow und Goethe vgl. zuletzt: Immer 2013. Zu Gutzkow und Menzel vgl. Füllner 2013.

88 Laube 1835 II, S. 243.

89 Vgl. Gutzkow 1835, S. 5.

90 Menzel 1835, S. 370. Vgl. zur Kontroverse zwischen Menzel und Gutzkow die Materialien in: Estermann 1972 (Hg.) und Rasch 2011 (Hg.).

91 Vgl. die zusammenfassende Einschätzung von Heinrich Heine *Ueber den Denunzianten* (1837): „[Es] ist purer Luxus, wenn, nach so vielen edlen Stimmen des Unwillens, auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrlosigkeit, die Infamia, auszusprechen. Nie hat deutsche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen gestrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der beides so schmutzig, so miserabel mißbrauchte!“ (HSA IX, S. 259.)

frivolen Schandliteratur überschwemmt werden könnten, wie Frankreich. Ich hoffe, sie für diesmal noch abgeschreckt zu haben.⁹²

Inzwischen hatte Gutzkow bei seinem Mannheimer Verleger die Streitschrift *Verteidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum* (Mannheim 1835) drucken lassen und am 19. Oktober 1835 erschien schließlich Menzels *Dritte Abfertigung des Dr. Gutzkow*: „Was durch Religiosität, Moralität und Patriotismus ausgezeichnet seinem gottlosen, unsittlichen und französischen Trachten im Wege stand, wurde von ihm systematisch besudelt.“⁹³ Nachdem auf Beschluss der Bundesversammlung vom 10. Dezember 1835 die Schriften von Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt verboten worden waren, wozu dieser öffentlich ausgetragener Streit maßgeblich beigetragen hatte, veröffentlichte Menzel in den ersten Ausgaben des Jahres 1836 einen Aufsatz über *Die junge Literatur*: „Man erkannte, daß diese Lehren zugleich staatsgefährlich seyen, sofern sie eine entschieden antinationale, französische Tendenz hatten und die Grundlage aller Staaten, Religion und Sitte, zu untergraben trachteten, und zog der Staat die Sache vor sein Forum.“⁹⁴ Anliegen dieses Texts war es also, die sich verbreitende Meinung zu entkräften, das Verbot des Jungen Deutschland sei ein Vergehen gegen die Pressefreiheit gewesen.

Hermann Kurz hat diesen gesamten literaturpolitischen Kontext im Blick, als er seinen Helden gerade Johann Wolfgang von Goethe gegen den Pfarrer von Bartholomäa verteidigen lässt. Ebenso erinnert die geschilderte Form der Kontroverspredigt an die nach allen Künsten der Rhetorik geführten Polemiken oder – wie Kurz in Erinnerung an Cicero ebenfalls schreibt – „Philippika“ (SW XI, 130).⁹⁵ Fand Menzel zu Anfang mit seiner Skepsis gegenüber dem Dichterkönig im Kreis des späteren Jungen Deutschland Unterstützer, so avancierte Goethe während des Literaturstreits zu ihrer Identifikationsfigur, da ihm dieselben Vergehen von Menzel vorgeworfen wurden wie dieser neuen Autorengeneration. Gutzkow beschloss seine Verteidigungsschrift gegen Menzel mit den sibyllinischen Worten: „Es ist der Geist des todten Göthe, der in uns gefahren ist und von dem Schänder seiner Leiche Rache heischt. Wir ahnen es, daß der jetzt beginnende Kampf für

⁹² Menzel 1835b, S. 396.

⁹³ Menzel 1835c, S. 427.

⁹⁴ Menzel 1836b, S. 1.

⁹⁵ Vgl. etwa aus dem Umfeld von Karl Gutzkow Wienbarg 1835, S. 7: „Der Taschenspieler [Menzel]! was er selbst nicht hat, theilt er mit, aus Krücken schnitzelt er sich Pfeile, mit der Schwäche seines Publikums gürtet er sich die Lenden, sein Lotterbett macht er zum Triumphwagen, und wenn er sich zeigen will in seinem vollsten Glanze, so schirrt er sein Viergespann, die Arroganz, die Unwissenheit, die Heuchelei und die Verläumdung davor.“

die Literatur eine Epoche wird.“⁹⁶ Menzel selbst sah sich darin bestätigt, wie er rückblickend in der zweiten Auflage der *Deutschen Geschichte* bemerkte: „Wohl berief sich die unmoralische Coterie auf Göthe, und bewies eben dadurch, wie sehr ich Recht gehabt, die frivole Tendenz Göthes von jeher anzugreifen.“⁹⁷

Auch Pfarrer Ludwig in *Abenteuer in der Heimat* wirft seinem Kontrahenten vor, „eben diese Verlogenheit, welcher der Herr Respondent huldigt, hat auch seinen Herrn und Meister beseelt“. (SW XI, 129) Hermann Kurz lässt seinen Helden nicht die Gegenpartei Gutzkows, Laubes oder Wienbargs ergreifen, sondern mit Karl Ernst Schubarth (1796–1861) und Carl Friedrich Göschel (1781–1861) argumentieren, die einerseits Goethes Werkgenese als Abbild der sozialen Entwicklung interpretierten,⁹⁸ andererseits eine christliche Grundierung seiner Werke nachweisen.⁹⁹ Doch die Argumentationsstruktur Pfarrers Ludwigs folgt derjenigen in Menzels *Das junge Deutschland*. Wenn es bei Kurz über Goethe heißt: „Zweitens, fuhr der Pfarrer fort, war er ein schlechter Christ“ (SW XI, 130), ist bei Menzel über das junge Deutschland zu lesen: „Die dritte Lehre des jeune Allemagne ist die der Irreligiösität“¹⁰⁰. Er greift unter den „Stich- und Schlagwörtern der deutschen Literatur“ (SW XI, 128f.) sogar den zentralen, pejorativ gewendeten Begriff des Goethe'schen Talents auf, wenn er sagt, „ach, wieviel Gutes, hätte er gestiftet, wenn er sein schönes Talent dazu verwendet hätte, durch anziehende Erzählungen den Nutzen der Moralität darzutun!“ (SW XI, 129)

Eine Parodie wird diese Szene nicht allein, weil sich Pfarrer Ludwig während seiner Rede als wild gestikulierender steinerner Riese ausgibt, also als eine ausgestopfte Puppe, „die das poetische Gefieder Deutschlands als eine Scheuche und Popanz erkennen wird“, wie Gutzkow über Menzel schrieb. Die Rede selbst trägt aufgrund der Oberflächlichkeit ihrer Argumente komische Züge: *Wilhelm Meister* sei unmoralisch weil viele Frauen darin vorkommen, Goethe sei kein wahrer Christ gewesen, weil er sich nie zu einem Kirchenlied habe hinreißen lassen und schließlich habe es ihm an Patriotismus gefehlt, weil er weder ins Feld gezogen sei noch mit seinen Schriften zur Kriegsbegeisterung beigetragen habe. Im Gegen-

⁹⁶ Gutzkow 1835b, S. 46.

⁹⁷ Menzel ²1836b, S.345.

⁹⁸ Schubarth betonte in seiner Schrift *Zur Beurtheilung Göthes*, dass es eine stete Entwicklung vom *Werther* über *Wilhelm Meister* bis zu den *Wahlverwandtschaften* gegeben habe, die damit die „Epochen, aus welchen wir zu unserer Bildung herangekommen sind“, abzeichne. Vgl. Schubarth 1818–1820 II, S. 465ff.

⁹⁹ Vgl. von Carl Friedrich Göschel u.a.: *Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen* (1832).

¹⁰⁰ Menzel 1836b, S. 11.

teil, sein *Faust* habe das Volk verzärtelt, verweichlicht und entsittlicht – „dieser Faust ist nicht so viel wert als ein einziges Quartierbillet, in den Befreiungskriegen geschrieben! oder hätte er nicht auch begeisterte Kriegslieder singen können, wie der Tyrtäos jener Tage, der unsterbliche Körner?“ (SW XI, 131) Als der Pfarrer aber den ersten Vers „Was uns bleibt, wenn Deutschlands Säulen brechen“ aus Theodor Körners Gedicht *Was uns bleibt. 1813* aus den Befreiungskriegen zitieren will, stürzt die nur locker zusammengehaltene Wand seiner Dolomitsäule ein und er fällt zu Boden, worauf sein Kontrahent bemerkt: „’S war ein Stern, die Sterne können fallen!“ (SW XI, 131) In Kenntnis der Vorlage, kann dieser Vers auch als abschließender Kommentar auf Menzels Debatte mit dem jungen Deutschland gelesen werden.

Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht!
Und noch lebt der Hoffnung Himmelsfunken!
Muthig vorwärts durch das falsche Glück!
’S war ein Stern! jetzt ist er zwar versunken,
Doch der Morgen bringt ihn uns zurück.
’S war ein Stern! die Sterne bleiben!
’S war der Freiheit goldner Stern!¹⁰¹

In Körners patriotischem Lied wird alle Hoffnung der deutschen Länder auf ihre tugendhafte Jugend gesetzt, welche die „deutsche Freiheit“ zu verteidigen wisse. Mit Ludwigs Sturz sinkt in *Abenteuer in der Heimat* auch Wolfgang Menzels ‚nationale‘ Ästhetik und Tugendlehre, wonach durch die neue Dichtergeneration Moralität, Christentum und Patriotismus befördert werden sollen: „[In] diesem Geiste müssen unsere Nationaltugenden sich erfrischen und verjüngen, wenn es ein junges Deutschland seyn soll.“¹⁰²

Obwohl Hermann Kurz, der alle „Menzel’schen Pfeile“ (BF, 55) in der Presse verfolgte, die Kontroverse zwischen Menzel und Gutzkow verschleierte und ironisch verzerrte, keine offene Zeit- und Wertekritik formulierte, ergriff er doch Partei für das Junge Deutschland. Wie die teils harsche Kritik an engagierter Literatur im *Epilog zur „Reise ans Meer“* (1839) zeigt, ist er dabei nicht von einer persönlichen oder ästhetischen Sympathie geleitet worden. In *Abenteuer in der Heimat* argumentierte er vielmehr, wenn auch nicht offensichtlich, für die Kunst- und Pressefreiheit und gegen eine normative, an Staat und Religion orientierte Literarästhetik. Als Menzel 1840 die bereits ein Jahr zuvor erschienen *Dichtung-*

¹⁰¹ Zitiert nach: T. Körner 1814, S. 76.

¹⁰² Menzel 1835, S. 371.

gen rezensierte, sah er in ihrem Autor alles verkörpert, was er von einem jungen Autor verlange, und ermunterte Hermann Kurz zu weiteren Produktionen: „Da der Verfasser neben den Gaben des Geistes, die in unserer jungen poetischen Welt weniger selten sind, auch die des Gemüthes besitzt, die immer seltner werden, so muß man ihm Willkommen und guten Erfolg wünschen, der ihm auch gewiß nicht fehlen wird, wenn er von den kleinen Skizzen zu größeren fortschreitet.“¹⁰³ Dass er selbst aber zwei Jahre zuvor in den *Genzianen* von Hermann Kurz als steinerner Titan am Ostrand der Schwäbischen Alb aufgetreten war, dürfte ihm entgangen sein.

2 Literarische Genese eines neuen Mythos der Schwäbischen Alb und die Fiktionalisierung seiner Tradierung in *Die Liebe der Berge* (1839)

Wolfgang Menzel dachte an die Erzählung *Die Liebe der Berge*, als er in seiner Rezension der *Dichtungen* von 1839 schrieb: „Schwaben, insbesondere die rauhe Alp macht sich als landschaftlicher Hintergrund bemerklich. Auch in die Vorzeit werden Rückblicke geworfen. Ueber das neuentdeckte Sumlocenne [Rottenburg am Neckar] wird (mit Unrecht) gescherzt.“¹⁰⁴ Auch in dieser Erzählung, die wie *Abenteuer in der Heimat* von einem Ausflug auf die Schwäbische Alb handelt, steht also die Topographie des Albgebirges ebenso im Zentrum wie aktuelle zeitgenössische Diskurse. Die „Vorzeit“ der Schwäbischen Alb wird aber nicht nach bekannten archäologischen, geologischen und historiographischen Quellen dargestellt, sondern in einem teils phantastisch-allegorischen Szenario. Während Hermann Kurz in *Abenteuer in der Heimat* einen zeitgenössischen Erzähler entwarf, der seine Erfahrungswelt nach der aktuellen Bibelkritik, Philologie und Mythologie bewertet, beschritt der Autor in *Die Liebe der Berge* die Gegenrichtung: Kurz entwickelte einen Mythos der Schwäbischen Alb, der sich zunächst an der Topographie des Schwäbischen Albvorlands, d.h. an der Formation der Alb und ihrer Zeugenberge, Achalm, Neuffen, Teck, Rauber und Staufen anlehnt. Doch die quellenorientierte und naturgeschichtlich informierte Lektüre zeigt, dass dieser literarische Mythos nicht in freier Phantasie entstanden ist, sondern sich grundlegend an historischen und geomorphologischen Daten orientierte, um Entstehungszusammenhänge und Funktionsweisen vorschriftlicher Überlieferung vor Augen zu führen.

¹⁰³ Menzel 1840, S. 400. Vgl. auch die begeisterte Rezension von *Schillers Heimatjahren*, in: Literatur-Blatt, Nr. 130, 22.12.1843.

¹⁰⁴ Menzel 1840, S. 400.

Die Erzählung ist dreifach verschachtelt, um mithin die Tradierungsbedingungen des fingierten Mythos darzustellen. In der überarbeiteten Fassung *Bergmärchen* von 1860 tritt sogar noch ein weiterer Erzählrahmen hinzu. Die phantastische Haupthandlung, die unmissverständlich als mythische Allegorie ausgewiesen wird, und ihr Verhältnis zur Realität der erzählten Welt, die an die Bedingungen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der empirischen Wirklichkeit gebunden ist, konstituiert eine ‚Realität‘ übergeordneter Art. Andreas Jäggi sieht in seiner Studie über die Rahmenerzählung des 19. Jahrhunderts in der vierfachen Verschränkung der Erzählung, ihre Grundidee überstrapaziert, nämlich das „allmähliche Zurückschreiten in einem Zeitkontinuum (Rückwendungsfunktion) und das etappenweise Annähern an eine nicht reale Wirklichkeitsebene“¹⁰⁵. Er kritisiert dabei, dass es kaum möglich sei, sich in der vierten Erzählebene die darunterliegenden präsent zu halten.¹⁰⁶ Doch was Jäggi als Problem wahrnimmt, ist einem Rezeptionsästhetischen Kalkül geschuldet. Auch wenn Kurz selbst die Formlosigkeit seiner Erzählung beklagte, war ihre Grundstruktur dennoch notwendig, um die Genese eines Mythos in einem kaum zu durchdringenden Netz an Überlieferungssträngen, das hier narrativ abgebildet wurde, darzustellen. Gerade diese Erzählung, die sich ihrem Sujet nach am ehesten an die Phantastik und Imaginationspoetik der romantischen Prosa anlehnte, zeigt, inwiefern sich der junge Hermann Kurz von ihr absetzen wollte.

Zuerst wurde die Erzählung *Die Liebe der Berge* in den *Dichtungen* von 1839 bei Dennig, Finck & Co. in Pforzheim gedruckt. Der Verleger nahm 1842 auch Kurz' dreibändige Übersetzung *Ariost's Rasender Roland* ins Programm, die ebenfalls 1839 entstanden war. In überarbeiteter Form erschien die Erzählung unter dem Titel *Bergmärchen* 1860 im zweiten Band der *Erzählungen*. Hermann Kurz schrieb die erste Fassung aber bereits im April und Mai 1837, konzipierte sie also während seines Aufenthalts in Buoch bei Waiblingen und stellte sie in Stuttgart fertig.

Einen deutlichen Eindruck der Entstehungszeit vermittelt das Gelegenheitsgedicht *An den Thronfolger Mai. 17. April 1837*. Die Erstfassung von *Die Liebe der Berge* beginnt mit einem kleinen Frühlingsszenario: „Ein heller kalter Aprilmorgen schien den Frühling verkünden zu wollen, der Schnee hatte sich geschmolzen in Bächen und Flüssen hinabgewälzt, und auf den leichtgetrockneten Boden fielen die ersten Sonnenstrahlen.“¹⁰⁷ (D, 52) Am Ende der Erzählung, wenige

¹⁰⁵ Jäggi 1994, S.140.

¹⁰⁶ Vgl. Jäggi 1994, S. 139.

¹⁰⁷ Die erste Fassung von *Die Liebe der Berge* wurde in der Originalorthographie wieder abgedruckt und kommentiert in: Kurz 1999.

Tage nach seinen phantasmagorischen Erlebnissen, macht der Protagonist einen Besuch im „gastlichen Pfarrhaus von B[uoch]“ (D, 79). Dort wirft er erneut einen Blick auf die Schwäbische Alb, die er im Traum als eine lebendige Landschaft kennengelernt hatte. Zunächst ist sie noch in Nebel gehüllt:

Eben wollt' ich das Fenster zuwerfen, da sah ich einen Schimmer durch den Nebel zucken und fühlte das Kommen der Sonne. Ich schaute dem Kampfe zu, das Licht drang in Massen ein, der Nebel gerieth in Bewegung, wogte hin und her und zerriß wie ein Vorhang – und nun standen sie alle vor mir, die vertrauten Häupter! (D, 80)

Bald darauf aber „fiel der Schnee des berüchtigten siebzehnten Aprils“ (D, 80), des Tags also, an dem er *An den Thronfolger Mai* schrieb, eine Versepistel, die sich gegen die „Despotie“ des April wendet und den „Kronprinzen“ Mai zum Putsch und Tyrannenmord aufruft. Da es in den *Dichtungen* unmittelbar auf *Die Liebe der Berge* folgt, bürgen beide Texte gegenseitig für die Authentizität der darin geschilderten Erlebnisse und Begebenheiten. Wenn der Held der Erzählung ein Schriftsteller ist, der seine ‚Beinhauersche Kometfeder‘ ruhen lässt,¹⁰⁸ um einen Ausflug in die Natur zu unternehmen, so ist das folgende Gedicht unmissverständlich als ein Produkt seiner in der Erzählung angedeuteten Eindrücke ausgewiesen.

In *An den Thronfolger Mai* bezieht sich Hermann Kurz auf die im Vormärz etablierte Metapher des Völkerfrühlings, und stellt die Frühjahrsschmelze, von der aus *Die Liebe der Berge* exponiert wird, in einer Revolutionsallegorie dar. Diescherzhafte Verwendung der Herrscherbezeichnung ‚Serenissimus‘ verweist bereits auf Kurz' Roman *Schillers Heimatjahre*, dessen erster Entwurf in den Februar 1837 fällt. Das gewählte Versmaß des trochäischen Tetrameters hatte sich im 17. Jahrhundert vor allem in epigrammatischen Formen etabliert (Gryphius), wurde aber zuletzt mit Immermanns *Xenien* (1827) wieder populär. Hermann Kurz aber bezog sich vielmehr auf die antike Komödie bzw. das griechische Satyrspiel, worin der Ursprung des Versmaßes zu sehen ist. So verwendete Kurz auch den Tetrameter in einzelnen Szenen der zuvor geschriebenen dramatischen Miniatur *Die Masken*,¹⁰⁹

¹⁰⁸ Bei diesem Typ der Beinhauer'schen Patent-Stahlfedern handelt es sich um „Federn, welche viel Tinte fassen, und sich daher sehr gut für Schnellschreiber eignen [...]“. ([Art.] Stahlfeder, in: Krünitz 1773–1858 (Hg.) CLXVIII (1838), S. 689.) Für Hermann Kurz war sie aber auch ein literarästhetisches Symbol. Am 5. Juli 1837 schrieb er an Eduard Mörike: „Und mich drängt es einmal, über meinen Novellenpappendeckel mit dem Gänsekiele statt der Beinhauer'schen Kometfeder wegzufahren. Es gilt eher als Surrogat für die Arbeit, zu der ich vor lauter Lyrik nicht komme.“ (BW, 55) Er griff wieder zur traditionellen Vogelfeder, die das Schreibverfahren deutlich entschleunigte, um an Distichen und anderen „klassischen Formen“ zu arbeiten.

¹⁰⁹ Hier im Wechsel mit einem traditionellen Versmaß der italienischen Komödie zu je sieben Silben und drei Hebungen mit weiblichem Halbschluss, das womöglich auf die Lektüre von Carlo

die er gemeinsam mit *Die Liebe der Berge* und der Komödie *Kunstkennerschaft* an Rudolf Glaser (*Ost und West*) nach Prag sandte:

Deines hochgebornen Vaters launenhafte Gnaden sind,
 Daß ich's untertänigst sage, nachgerade wie ein Kind.
 Ganz unwürdig seines Titels zeigt sich Serenissimus,
 Also daß es jeden wahren Patrioten kränken muß.
 Mit des Windes scharfer Geißel peitscht er seine Untertanen
 Schadenfrohen Beifall kräht sein Höflingsschwarm, die Wetterhahnen.
 Seine zügellose Garde rauscht, wie ein Kosakenheer,
 Zu der ruhigen Bürger Schrecken über Haus und Pfad einher;
 Sind des Grüns geschworne Feinde: wie ein Halm hervor sich streckt,
 Mit dem weißen Leichentuche plötzlich ist er zugedeckt. –
 [...] (SW I, 29)

Die jahreszeitliche „Anarchie“ wird zur Willkürherrschaft des April: In Anspielung auf die volkstümliche Etymologie wird gemutmaßt, dass „Minister Blasius“ die Verfassung stürzen will, die Sonne unterliegt Hofkabalern, der Lenz wird aus dem Land verbannt. Allein der Mai, die „lang ersehnte Majestät“ könnte das „kalte Herz“ seines Vaters bezwingen, er solle im Bund mit der Sonne die Freiheitsschlacht anführen, auf dass die aufkeimende Natur als „Wappenschild“ am bislang „verdorrten Baume“ hänge: „Freudetränen werden tauen, jeder ruft: Vikoria!“

Äußerer Anlass dieses Gedichts war ein Schneesturm, der Hermann Kurz in Buoch festhielt, denn an eben diesem 17. April 1837 wollte er nach Stuttgart abreisen. An Gustav Schwab schrieb er noch am selben Tag einen Brief mit der Bitte *An den Thronfolger Mai an Cottas Morgenblatt* weiterzuleiten, wo das Gedicht am 26. April (Nr. 99) tatsächlich erschien:

Mich hat Aprilgestöber in das Gebirg verschneit! [...] Unter diesen Umständen werden Sie eine katilinarische Verschwörung gegen diese impotens dominatio des April gewiß höchst gerecht finden und die beiliegende malkontente Adresse an seinen Thronfolger mit dem theilnehmenden Eifer eines guten Bürgers an die Behörde befördern.¹¹⁰

Obwohl die Verse sich nach entstehungsgeschichtlichen und rezeptionsästhetischen Gesichtspunkten auf die Frühjahrsschmelze beziehen, ist darin die politische Lesart nicht marginalisiert. Auch der engagierte Dichter, spätere Abgeordnete, Kurz' Freund und Studienkollege Ludwig Seeger ließ am 6. Dezember 1837

Gozzi (1713–1786) verweist, dessen Novelle *Kunstkennerschaft* er zeitgleich dramatisch einrichtete.

110 Hermann Kurz an Gustav Schwab, 17.4.1837, zitiert nach: Fischer 1903, S. 4f.

in *Cottas Morgenblatt* (Nr. 291) unter dem Titel *Ewiger Schnee* aus dem Zyklus *Lieder aus dem Berner Oberland* ein Gedicht drucken, das den Völkerfrühling mit dem Jahreszeitenwechsel engführte:

Der Frühling, meint ihr, ist nicht schlau,
Er stieg dahin zu stolzen Siegen,
Und läßt des Winters Festungsbau
Hier oben unerobert liegen.¹¹¹

Wie die spätere Einordnung dieses scheinbar harmlosen Berggedichts in seinen berühmten, 1843 in der Schweiz, 1847 in Leipzig erschienenen Band *Der Sohn der Zeit. Freie Dichtungen* zeigt, wertete er *Ewiger Schnee* durchaus als einen Beitrag zum politischen Vormärz.¹¹²

In den Briefen an Rudolf Kausler, Adelbert Keller und Eduard Mörike finden sich weitere Hinweise, um die Entstehungsumstände von *Die Liebe der Berge* näher zu umreißen, nicht zuletzt auch der Beweis, dass Hermann Kurz die Erzählung tatsächlich in Buoch, also mit ungestörtem Blick auf die Schwäbische Alb, begonnen hatte. Nach seiner Rückkehr in die Residenzstadt Stuttgart, wo er vor allem im Kreis der noch lebenden Mitschüler Friedrich Schillers für seinen Roman recherchierte, schrieb Kurz an Kausler: „Seit ich hier bin, hab’ ich fünf Zeilen an meiner Berghistorie geschrieben.“¹¹³ Am 18. Mai meldete er aber schließlich Adelbert Keller: „Heute wird die Liebe der Berge fertig; ein tolles Zeug, worüber du dich wundern wirst. Am Ende grauet Hauffen gleich, wenn er sich zeigt, und das Ding bleibt ungedruckt.“ (BF, 251) Tatsächlich lehnte Hermann Hauff das Manuskript von *Die Liebe der Berge* mit dem Hinweis ab, dass Kurz bessere Erzählungen schreiben könne. Am 10. Juni mutmaßte Kurz, dass es an der unter seinem Namen eingereichten Anekdote *Der Sekretär* von Rudolf Kausler liege, die im Jahr zuvor in *Cottas Morgenblatt* erschienen war: „Solltest du vermuten können, warum er eine Malice auf mich hat? Dein ‚Secretär‘ ist dran schuldig: er kann mir diese Mystification, wie er es andeutet, nicht verzeihen.“¹¹⁴ Während dieser Zeit meldete sich Rudolf Glaser bei Kurz, mit der Bitte um Einsendungen

¹¹¹ Seeger 1843, S. 29.

¹¹² Vgl. dazu: Martin 2005, S. 212.

¹¹³ Kurz an Kausler, 25.4.1837 (BF 250).

¹¹⁴ Kurz an Kausler, 10.6.1837 (BF, 252). Am 11. August 1836 (Nr. 192) erschien Kauslers kurze Erzählung in *Cottas Morgenblatt*, sie wurde am 1.9.1836 in der *Allgemeine Theaterzeitung und Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben* (Nr. 176) nachgedruckt. Darin wird nach einer spanischen Biographie des 18. Jahrhunderts die Anekdote erzählt, wie der spanische Dichter Lope de Vega (1562–1635) seinem Sekretär das Vorwort zur Neuauflage seiner Schauspiele diktiert. Als er dabei den einstigen Gegner seiner Ästhetik, Lope de Rueda (1510–1565)

für seine neu gegründete Zeitschrift *Ost und West*, so dass er *Die Liebe der Berge* im Juni 1837 nach Prag sandte.¹¹⁵ Dass die Erzählung aber nie bei Glaser erschien, wusste Kurz, der des Öfteren fehlende Beleg- und Freiexemplare beklagte, nicht. An Eduard Mörike schrieb er am 20. März 1838, nachdem er dessen inzwischen fertiggestelltes *Märchen vom sichern Mann*, das ihm als erster zur Durchsicht vorgelegt worden war, besprochen hatte:

Bei dem Märchen fiel mir noch ein, daß ich im vorigen Jahr, eben als ich nach Buoch zog, auch eins schrieb, eine antediluvianische Geschichte von verliebten Bergen und dem Riesen des Reißensteins, meiner Erinnerung nach gar zu naupengeheuerlich und formlos – ich würde es jetzt zurücknehmen, wenn es nicht wahrscheinlich schon in einem Prager Blatt erschienen wäre. (BW, 124)

Für die Drucklegung der *Dichtungen* entschied sich Kurz aber trotz aller Zweifel an seiner Erzählung, das Märchen in der ursprünglichen Form in die Sammlung mit aufzunehmen.

Noch im Januar 1837 hatte Kurz seinem Freund Kausler angekündigt, seine Erzählungen „immer freier und willkürlicher“ gestalten zu wollen und seine Phantasie „ein bißchen über die Stränge hauen“ zu lassen.¹¹⁶ Und doch rang Kurz bei keiner anderen Erzählung mehr um Kohärenz und Geschlossenheit als bei *Die Liebe der Berge*. Im Briefwechsel mit Mörike, der auch über ästhetische Vorstellungen der Autoren Aufschluss gibt, sind Kurz' grundlegende Probleme mit seiner Erzählung dokumentiert. Obwohl er plante, das Binnenmärchen breiter darzustellen, schien ihm eine weitere Ausführung kaum möglich, „weil sie sich am Ungeheuerlichen, Undenkbaren stößt“. (BW, 169) So wird deutlich, dass er tatsächlich kein phantastisches Szenario im Sinn hatte, sondern eine zu entschlüsselnde Allegorie. Zwar bat Kurz seinen Freund mehrfach um einen Rat, wie mit der Erzählung zu Verfahren sei, doch schickte ihm Mörike das Manuskript am 4. November 1838 ungelesen zurück. Für die *Dichtungen* besorgte Kurz nur kleinere Korrekturen, so etwa im Absatz über Mörikes *Maler Nolten*, in der eine Überarbeitung notwendig gewesen sei, da sich aufgrund des inzwischen nahen Verhältnisses „das öffentliche Honneursmachen“ nicht mehr geschickt habe. Von größeren Streichungen sah der mittellose Autor ab und machte aus seinen vordergründigen Motiven kein Geheimnis: „[Das] Bogengewicht ist jetzt das größte für mich und das erste Gebot heißt: ‚trachtet vor allem nach Honorar! Wer's hat,

[sic!], für verschollen erklärt und ihn als niederträchtig und hündisch beschimpft, sinkt der Sekretär tot zu Boden, denn er selbst ist Lope de Rueda.

¹¹⁵ Vgl. Kurz an Kausler, 21.6.1837 (BF, 252).

¹¹⁶ Kurz an Kausler, 28.1.1837 (BF, 248).

der kann es leicht verachten.“ (BW, 168) Erst 20 Jahre später schrieb Kurz eine Neufassung für seine gesammelten *Erzählungen*. Dabei wurde die Einführung „Reichsstädtische Historien“ zum äußeren Erzählrahmen umgestaltet.¹¹⁷ In den *Dichtungen* steht sie der Erzählung *Die Liebe der Berge* und der Epistel *An den Thronfolger Mai* noch voran, um das neue Erzählkonzept zu erläutern und vor allem auch um das Verhältnis des Erzählers zur Phantastik und den Romantikern zu verdeutlichen.

Den pseudo-gattungstypologischen Entwurf der ‚Reichsstädtischen Historien‘ verstand Kurz als eine Erweiterung seiner ‚Familiengeschichten‘. Ausführlich erklärt sich der Erzähler in einer Ansprache an die bereits aus den *Genzianen* bekannte fiktive Adressatin Lucie. Mit Blick auf sein Gedicht *Das Mühmchen* könne er den ursprünglichen Plan, Lebensläufe seiner Verwandten zu entwerfen, nicht weiter verfolgen, da er befürchte, nach Vorbild des isländischen *Landnámabók* allein Regesten über Landnahme und Besiedlung seiner Heimatstadt Reutlingen zu schreiben (vgl. D 39). Auch könne er es nicht verantworten, sich „nicht allzu genau an die Realität zu halten“ (D, 39) und – wie Kurz am 28.1.1837 an Kausler ankündigte – ein wenig über die Stränge zu schlagen. Lieber wolle er sich „auf erweitertem Grund“ (D, 40) bewegen und erzählen, „was geschehen ist und was sich hätte zutragen können“ (D, 40), Geschichten, Sagen und Arabesken, die in irgendeiner Weise mit seiner Heimatstadt verbunden seien. Er strebte also eine Synthese zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung an, deren Dichotomie Aristoteles in seiner Poetik beschrieb. Demnach sei es die Aufgabe des Dichters, das Mögliche nach Regeln der Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit darzustellen:

Denn der Geschichtsschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht dadurch voneinander, daß sich der eine in Versen und der andere in Prosa mitteilt [...]; sie unterscheiden sich vielmehr dadurch, daß der eine das wirklich Geschehene mitteilt, der andere, was geschehen könnte.¹¹⁸

Obwohl Kurz, anders als zuvor angekündigt, den literarisch adaptierten Biographien durchaus „phantastische oder gar poetische Motive“ (D, 40) unterschob, entstand dadurch kein Widerspruch. Die Verbindung von faktographischer und fiktiver Familienbiographie wird insofern legitimiert, als der Ort der Erzählung

¹¹⁷ Als Hermann Kurz seine Erzählungen überarbeitete (1858–61), integrierte er die betreffenden Passagen über den Reutlinger Buchdrucker in die zweite Fassung von *Die Liebe der Berge (Bergmärchen)* und konzipierte auf Grundlage der Episode über seine Jugendlektüre (D 46ff.) ein Kapitel der *Denk- und Glaubwürdigkeiten* (4. Buch, 3. Kapitel).

¹¹⁸ Aristoteles 2006, S. 29.

die „träumerische Knabenzeit“ ist, der Erzähler wolle sich allein rückbesinnen, „was dem Knaben durch die Dämmerung der Seele flog und was ihm von freundlich mittheilendem Mund erzählt worden ist.“ (D, 40)

Diese „phantasmagorischen Gewebe“ (D, 40) entstanden während sonntäglicher Beobachtungen aus der Dachluke des Elternhauses. Nicht nur *Die Liebe der Berge* erinnert in der Verbindung von fiktiven Erzählsituationen, Landschafts- und Gegenwartsschilderung sowie phantastischen Träumen, die ihrerseits aber in die Realität der erzählten Welt hineinragen, an romantische Erzählverfahren. Auch in der Einleitung der ‚Reichsstädtischen Historien‘ schildert der Erzähler seine synästhetische Wahrnehmung, die sich schließlich – dargestellt im Symbol des Lichts – zu einer geradezu magischen Erfahrung steigerte, bewusst nach romantischer Manier:¹¹⁹

Ich bin nicht im Stande, den geistigen Firniß, mit welchem diese stille Landschaftsmale-
rei die Welt überhauchte, mit einem Wort auszudrücken: alle Farben waren gesteigert und
durch einen wunderbaren Duft, der wie ein Thaumeer über ihnen schwebte, in ihrer durch-
schimmernden Mannigfaltigkeit zu einem gemeinsamen Licht verbunden. (D, 41)

In der Poesie der Romantiker sieht der Erzähler einen Versuch, diesen „duftigen Ueberflug“ (D, 41) nachzubilden, doch er scheint ihm als eine Täuschung, etwas Künstliches – „die Anschauung meiner Kinderjahre lag nicht darin, bloß das Heimweh darnach.“ (D, 41) Damit kommt Hermann Kurz auf ein zentrales poeto-logisches Ideal der Romantik zu sprechen, wie es etwa in Ludwig Tiecks Frühwerk *William Lovell* (1795) exponiert wird.¹²⁰ Die Romantiker sollen mit ihren Werken allein auf die ‚kindliche Wahrnehmung‘ verwiesen, dieses ästhetische Vorbild aber nicht nachgebildet haben. Wenn der Erzähler der ‚Reichsstädtischen Histo-

119 Vgl. dazu Langen 1963.

120 Vgl. etwa den Brief von Balder an William Lovell: „So kommen mir itzt mehr Ideen aus meinen frühesten Jahren wieder; ich sehe ein, daß ich itzt ebenso mit ahndender, ungewisser Seele vor dem Rätsel meiner Bestimmung und der Beschaffenheit meines Wesens stehe. – Vielleicht, daß das Kind, das im ersten Augenblicke den Lichtstrahl des Tages erblickte, klüger ist als wir alle. Die Seele weiß noch nicht die ihr aufgeladenen Sinne und Organe zu gebrauchen, die Erinnerung ihres vorigen Zustandes steht ihr noch ganz nahe, sie tritt in eine Welt, die sie nicht kennt und die ihrer Kenntnis unwürdig ist; sie muß ihren höhern eigentümlichen Verstand vergessen, um sich mühsam in vielen Jahren in die bunte Vermischung von Irrtümern einzulernen, die die Menschen Vernunft nennen. – Vielleicht, daß ich wieder dahin zurückkommen kann, wo ich war, als ich geboren ward.“ Tieck 1963 I, S. 358. Vgl. dazu die Studie „Kindheitskult zwischen Frömmigkeit und Sentimentalität. Kindheitsmotive im literarischen Frühwerk Ludwig Tiecks“, in: Ewers 1989, S. 203ff.

rien‘ dagegen Geschichten erzählt, die er in seiner Kindheit gehört und durchlebt hatte, kann er auf diese „Empfindung eigener Art“ (D, 40) zurückgreifen.

In einer letzten Erzählklammer von *Die Liebe der Berge* wird dieser produktionsästhetische Prozess narrativ dargestellt. Einige Zeit nach den Ereignissen der Binnenhandlung bekommt der Erzähler Besuch von drei kleinen Jungen. Bevor er ihnen die Geschichte der Heimatberge, wie er sie selbst erlebt hat, vorstellt, versetzt er sich selbst noch einmal in Gedanken an die „sonnenhellen Stätten“ (D, 81) seiner eigenen Kindheit. Es erscheint ihm sein Freund, der Reutlinger Buchdrucker und Geschichtenerzähler:

[Ich] stand auf dem Gipfel der Achalm unter zerbröckeltem Mauerwerk, der Boden aber war unter mir durchsichtig wie Glas, ich schaute hinab auf den Grund, da sah ich die goldene Kette um die Wurzel des Berges geschlungen, sie bewegte sich in Schlangenwindungen und ich zeigte sie dem Buchdrucker, der auf einmal neben mir stand. Als bald begann er: Schond im grauen Alterthum, Herr C*** – (D, 81)

Diese Veräußerung der inneren Wahrnehmung erinnert an E.T.A. Hoffmanns Bearbeitung des traditionsreichen Stoffs des Bergwerks von Falun: „Doch als er fester und fester den Blick auf die wunderbare Ader im Gestein richtete, war es, als ginge ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und seine Wände wurden durchsichtig wie der reinste Kristall.“¹²¹ Wie das Gedicht *Der Bergmann* zeigt, rezipierte Kurz Hoffmanns Erzählung bereits in den *Gedichten* von 1836. So knüpfte die Erzählung *Die Liebe der Berge* durchaus an das von E.T.A. Hoffmann entwickelte und in seinen *Serapionsbrüdern* (1819) vorgestellte und diskutierte ‚serapiontische Prinzip‘ an:

Wenigstens strebe jeder recht ernstlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben zu tragen.¹²²

Die Poetik der Serapionsbrüder sieht also vor, in der poetischen ‚Schau‘ den Dualismus von Innerlichkeit und Äußerlichkeit zu überwinden, d.h. die Welt mit dem „changierenden Gewebe der Phantasie“¹²³ oder – wie Kurz schreibt – mit einem „phantasmagorischen Gewebe“ zu überziehen. Die Katastrophe bleibt in Kurz’ humoristischem Märchen aus. Anders als bei Hoffmann erliegt der Erzähler nicht der Gefahr des ‚serapiontischen Wahnsinns‘, bei dem die Unterscheidung

¹²¹ Hoffmann 1985–2004 IV, S. 232.

¹²² Hoffmann 1985–2004 IV, S. 69.

¹²³ Matt 1971, S. 34.

zwischen äußerer und innerer Welt verloren geht.¹²⁴ Der Bergmann Elis Fröbom arbeitet sich in Hoffmanns allegorischer Künstlernovelle immer tiefer in das Bergwerk von Falun, in das „paradiesische Gefilde der herrlichsten Metallbäume und Pflanzen, an denen wie Früchte, Blüten und Blumen feuerstrahlende Steine hingen“¹²⁵, entfernt sich damit immer weiter von der Oberfläche und seinem bürgerlichen Dasein. Dem Erzähler in *Die Liebe der Berge* dagegen bleibt sein phantastisches Erlebnis fremd und erscheint ihm selbst bald als entrückter Traum.

Der Riese Heim hatte ihm auf dem Reissenstein (Reußenstein) einen Saphir geschenkt. Dieser repräsentiert nicht allein die Tugenden der Beständigkeit, Treue und Reinheit, wie es der Volksglaube überliefert,¹²⁶ sondern wurde auch von mittelalterlichen Alchemisten mit dem „Stein der Weisen“ identifiziert. Er findet sich des Weiteren als Grundstein des ‚neuen Jerusalems‘ in der Offenbarung des Johannes (Offb 21,19) ebenso in der Gralsage von Wolfram von Eschenbachs *Parceval* (um 1190). Hermann Kurz aber verweist mit diesem blauen Stein unmissverständlich noch einmal auf das Motivspektrum der Romantik, auf den Assoziationshorizont der blauen Blume oder des rotglühenden Karfunkels. Noch Ludwig Uhland bediente sich des Symbols des Saphirs in seinem Gedicht *Die versunkenen Krone* (1834). In Novalis’ Roman *Heinrich von Ofterdingen*, den selbstverständlich auch Hermann Kurz gelesen hatte und auf den er in seinem Werk mehrmals anspielte,¹²⁷ wird der Saphir mit der Tochter des Dichters Klingsohr identifiziert:¹²⁸ Heinrich sieht in Mathilde einen „köstlichen lautern Saphir“¹²⁹, in dessen Gegenwart ihm die Ewigkeit und ein „höheres Leben“ aufgeht: „Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere

124 Die Erzählerfigur des Cyprianus umreißt im elegischen Ton diese für *Die Bergwerke zu Falun* charakteristische Krise: „Aber du, o mein Einsiedler! Statuierst keine Außenwelt [...] und wenn du mit grauenhaftem Scharfsinn behauptetest, dass es nur der Geist sei, der sehe, höre, fühle, der Tat und Begebenheit fasse, und dass also auch sich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, so vergaßest du, dass die Außenwelt den in den Körper gebannten Geist zu jenen Funktionen der Wahrnehmung zwang nach Willkür.“ (Hoffmann 1985–2004 IV, S. 68.)

125 Hoffmann 1985–2004 IV, S. 232.

126 Vgl. Karl Olbrich: [Art.] Saphir, in: HdA VII, Sp. 940ff.

127 Vgl. den Dramenentwurf „Rübezahl auf der hohen Schule“ (SW XII, 56ff.) im *Wirtshaus gegenüber*, bei dem Novalis an die Seite des Berggeists gestellt wird oder das erste Kapitel der *Denk- und Glaubwürdigkeiten* (1859), das Kurz unter dem Titel *Reise in die Welt* bereits im *Deutschen Jugendkalender für 1847* veröffentlicht hatte. Darin wird die Reise des dreijährigen Autobiographen von Tübingen in das vermeintliche Ofterdingen geschildert, wo er hofft, die Eltern seines Kindermädchens zu treffen.

128 Vgl. zuletzt Egger 2014.

129 Novalis 1960–1999 I, S. 280.

Phantasie.“¹³⁰ Dagegen ist der Erzähler in *Die Liebe der Berge* weit entfernt von Ewigkeitsdenken und naturphilosophischer Erkenntnissehnsucht. Als er bemerkt, dass er den Saphir auf dem Reissenstein vergessen hat, rennt er nicht zurück – wie es die Figuren etwa bei E.T.A. Hoffmann machen würden –, sondern geht weiter ins Tal, da er schlichtweg keine Lust hat, ihn zu holen (vgl. D, 68f.).

Schreibt Hermann Kurz auch eine Art Künstlermärchen und greift romantische Motive auf, so zeigt sich zuletzt an der Behandlung des Saphir-Motivs, dass er das Verhältnis von innerer und äußerer Wahrnehmung mit einem anderen Ansatz thematisiert als in der Motivgeschichte üblich. Nachdem der Erzähler seine Geschichte beendet hat, sagt eines der Kinder über den vergessenen Saphir: „Den hol’ ich einmal!“ (D, 82) Dieser Satz ist mehr als eine niedliche Pointe, mit der zuletzt den Kindern das Wort überlassen wird. Obwohl nämlich der eigentliche Beleg dafür fehlt, dass die Begegnung des Erzählers mit dem Riesen tatsächlich stattfand, und auch der Erzähler selbst daran zweifelt, wird sie von den Kindern als wahr angenommen. Der blaue Stein steht demnach für die Möglichkeit, den entworfenen Mythos der Schwäbischen Alb nach kindlicher Vorstellung zur Evidenz zu erheben. Die kindliche Wahrnehmung als Richtschnur phantastischer Poetik ist dabei zurückzuführen auf Kurz’ Orplid- und Mörikerezeption (vgl. Kap. VI. 3). Wie dem Erzähler in seiner Kindheit die hiesige Sagenwelt von seinem väterlichen Freund eröffnet wurde, versucht er nun selbst, seinen Zuhörern die sich mit der Landschaft verbindenden Mythen und Sagen plastisch vorzustellen. Und tatsächlich findet seine Erzählung *Die Liebe der Berge* Gnade „vor ihren Augen“ (D, 81).¹³¹

Während Hermann Kurz davon spricht, bei den Romantikern allein „Firniß“ und „Lackirtes“ (D, 41) gefunden zu haben, sei ihm die ‚kindliche Anschauung‘ dagegen bei Hans Sachs, Shakespeare und Gottfried von Straßburg als „etwas Wirkliches, Verkörpertes“ (D, 43) begegnet. Romantische Verklärung findet er also im deutschen Meistersang, in den späteren Volksbüchern, beim – wie

¹³⁰ Hoffmann 1985–2004 IV, S. 279.

¹³¹ Vgl. dazu die Familienerinnerung an das Jahr 1862 in: I. Kurz 1906, S. 278f: „Jeden freien Tag, den er [Hermann Kurz] sich gönnte, benutzte er zu einem Besuch seiner alten Berge, die er nicht um die Jungfrau und ihre Gesellen hingegen hätte. Uns Kindern benannte er von der unmittelbar hinter dem Städtchen ansteigenden ‚Plochinger Staige‘ aus alle die ragenden Häupter vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern: die Teck mit ihrer Mauerkrone, den schlanken Neuffen, den Breitenstein, Rauber und Sattelbogen, die Bassgeige und wie sie alle hiessen; wenn er aber auf einen besonders graziösen Kegel deutend sagte: ‚Kinder, dies ist die Achalm!‘ so legte er einen geheimnisvoll-ehrerbietigen Ton in die Worte, wie ein Sakristan, der den Besuchern das Allerheiligste enthüllt.“

Goethe schrieb – „naiven Dichter“¹³² Shakespeare und im mittelalterlichen Epos. Mittelalterrezeption oder die Shakespeareverehrung waren selbst grundlegende Elemente der deutschen Romantik. Hermann Kurz aber sah in ihren Quellen und nicht in deren produktiv-literarischer Rezeption die gelungene romantische Erklärung. Nicht zufällig verdeutlichte er dies mit einem Gedicht von Novalis: In *Es färbte sich die Wiese grün* durchstreift der Dichter den Wald und entdeckt im Erwachen der Natur und seiner eigenen Leidenschaften, dass es Frühling wird. So sieht Kurz bei den genannten Autoren des Mittelalters und der Frühen Neuzeit seine eigene Jugend wiedererwachen:

Ich wußte wohl, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah. (D, 43)

Neben der literarischen „mythischen Beschaulichkeit“ (D, 43) sei es vor allem das unmittelbare Erlebnis gewesen, das die Landschaft in einem ‚kindlichen Licht‘ habe erscheinen lassen. Die Verbindung von unmittelbarer Wahrnehmung und historisch-mythologischer Erzählung erfuhr der Autor während seiner vielen Wanderungen an der Seite des alten Buchdruckers, der „Mythus und Historie“ (D, 43) in sich vereint habe. Die wahre literarische Verklärung fand Kurz demnach in der an die Landschaft gebundenen Erzähltradition, die er in seiner eigenen Kindheit kennengelernt hatte:

[Die] Geschichten, die er vorzutragen pflegte, hatten immer, je nach der Gattung, in welche sie fielen, denselben Anfang, wodurch sie einerseits als Sagen, andererseits als Novellen bezeichnet waren; jene begann er mit den Worten: „Schond im grauen Alterthum, meine Herrn, geschah es, daß“ etc., diese leitete er ein „Circa vor funfzig, sechzig Jahren, da hatte ein Mann gelebt, welcher“ etc., ein Methode, die uns veranlaßte, beim Wiedererzählen die Geschichten unsers Rhapsoden kurzweg in Schond= und Circageschichten einzutheilen [...]. (D, 44)

Zu Anfang der ‚reichsstädtischen Historien‘ wird demnach der vielgereiste und kuriose Buchdrucker, der seinen Zuhörern ganze Bücher im „auserlesensten Chronikstyl“ (D, 45) repetiert, als Spiritus rector und literarisches Vorbild benannt. Die folgenden Erzählungen, denen jeweils eine „süße kindliche Fabel“¹³³ zugrunde liegen soll, basieren demnach auf dessen Sagenschatz, der auch in *Die Liebe der Berge* im Motiv der goldenen Kette der Achalm symbolisiert wird.

¹³² Vgl. Johann Wolfgang von Goethes zweiter Teil „Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten“ aus seinem 1815 in *Cottas Morgenblatt* (Nr. 113) veröffentlichten Aufsatz *Shakespeare und kein Ende*.

¹³³ Siehe den Entwurf eines Vorworts in: DLA Marbach, A: Kurz, Hermann 53.1547. Vgl. Kap. III. 1.

Die ‚reichsstädtischen Historien‘ des Buchdruckers, des Reutlinger „Sagenmanns“ (D, 45), lösen zwar das Konzept der ‚Familiengeschichten‘ und ‚simplicianischen Erzählungen‘ ab, doch werden sie aus demselben Anlass motiviert. Am Schluss der Einleitung findet sich eine spektakuläre Allegorie auf Sterben und Tod: „Ich werde nun bald aus Press’ und Druck dieses mühseligen Lebens erlöst, meine Typen seynd abgenutzt, meine Columnen – er deutete auf seine Beine – tragen mich nicht mehr“ (D, 50) Wenn der Buchdrucker nun als Korrekturfahne dem großen Verfasser vorgelegt wird, hofft er, dieser werde nicht den ganzen Bogen mit einem „Deleatur“ versehen. Wie Hermann Kurz seinen Vorfahren mit den ‚Familiengeschichten‘ ein lebendiges Andenken schenkte, so sollte auch dem Buchdrucker in den ‚reichsstädtischen Historien‘ ein Denkmal gesetzt werden.

Friede mit der wackern Seele, und Dank für den Schatz, den er mir hinterlassen hat! Ich wollte nur, ich hätte mehr davon behalten. Er besaß eine vollständige Mythologie meiner Berge. Was ich dir nunmehr in dem versprochenen Cyklus vorlegen mag, immer wird er mich dabei umschweben als Geist meiner heimischen Sagen, als die Muse der reichsstädtischen Vorzeit. (D, 51)

In *Die Liebe der Berge* verfolgte Kurz einen literarischen Ansatz, bei dem die unmittelbare Wahrnehmung der Landschaft mit Geschichten und Sagen des Buchdruckers bereichert wird, denn erst durch ihn habe der Autor die „malerischen Punkte“ (D, 43) der vertrauten Gegend entdeckt. Obwohl Hermann Kurz auf lexematischer, thematischer und kompositorischer Ebene immer wieder an die romantische Literatur anknüpfte, verstand er unter dem „Malerischen“ und „Romantischen“ etwas grundlegend anderes als vorhergehende Schriftstellergenerationen. 1823 erschien Gustav Schwabs Buch *Neckarseite der Schwäbischen Alb*, auf dessen Bedeutung oben bereits mehrfach hingewiesen wurde, in überarbeiteter Fassung in der umfangreichen Reihe *Das malerische und romantische Deutschland* (1836–1842). Gerade bei Schwab, der wie der Reutlinger Buchdrucker faktische Details mit der Volksüberlieferung und ihren literarischen Adaptionen verband, fand Hermann Kurz auch für seine *Liebe der Berge* grundlegendes Material vor. Dies entging auch seinem Mentor Schwab nicht, denn er schrieb in seiner Rezension der *Dichtungen* für die *Heidelberger Jahrbücher der Literatur*, die *Liebe der Berge* sei „eine Liebesgeschichte der schwäbischen Berge, von einem Riesen erzählt, ein Phantasiestück, wie Ref. nimmermehr geglaubt hätte, dass es aus der Neckarseite der schwäbischen Alp, einem Buche von mässiger Poesie, erwachsen könne.“¹³⁴

¹³⁴ Schwab 1840, S. 869.

Der Erzähler in *Die Liebe der Berge* beschließt an einem trüben Apriltag mit seinem Vetter, einem ‚simplicianischen‘ Charakter, durchs Lenninger Tal zum Reissenstein zu ziehen; offensichtlich von Reutlingen aus. Dieses landschaftlich reizvolle Tal, durch das die Lauter fließt, liegt im Südwesten des Oberamtsbezirks Kirchheim unter Teck und erstreckt sich im oberen Teil vom kleinen Ort Gutenberg aus über Lenningen und Owen bis zur Kirchheimer Talebene. Der Reisebegleiter hält die Idee einer Bergreise für „abgeschmackt“ (D, 53), schließlich lohne sie sich erst zur Zeit der Kirschblüte, für die das Tal berühmt ist.¹³⁵ Während der Erzähler zunächst den Breitenstein besteigt, bleibt der Vetter, vermutlich Johannes Kurtz (1811–1889),¹³⁶ mit dem Fuhrwerk zurück, um an einem Gemälde in einer Dorfkirche „antiquarische Betrachtungen“ (D, 54) anzustellen. Während also der Erzähler in die freie Natur zieht, widmet er sich dem Altertum und den frühen Kulturzeugnissen. Auf einem „kühnen Felsenzacken frei über den Abgrund reitend“ (D, 55) sieht der Erzähler seine bekannten Berge, sogar die heimatliche Achalm. Auch Gustav Schwab erzählt von einem „großen Felsenkiefer“¹³⁷ mit sechs oder sieben Zähnen, auf die man ohne Gefahr stehen könne, auch wenn es aussieht, als falle man leicht in den Abgrund. Von dort aus eröffnet sich auch ihm das in *Die Liebe der Berge* nachempfundene Panorama der Teck, des Raubers, des Neufens und der Achalm. Hermann Kurz bettet, wie weitere Hinweise in seiner Erzählung verdeutlichen, seine Handlung in Schwabs Reiseroute des siebenten Tags „Reise ins Neidlinger Thal“ ein.¹³⁸

Auf dem Plateau des Breitenstein wird der Zusammenhang von Literatur und Naturerfahrung illustriert. Ganz in der Nähe lebte nämlich wenige Jahre zuvor Eduard Mörike, dessen Werke ebenfalls von der schroffen Felsenwelt und den frischen Gefilden geprägt worden seien:

Ich verweilte lange bei diesem Anblick: ich meinte ein stilles Gespräch zu belauschen, das sie unter dem bläulich trüben Himmel mit einander führten. – Und nun drangen Töne aus der Menschenwelt zu meinem Geist: hier in dieser Gebirgseinsamkeit, in diesem öden Dörfchen, einen Büchschuß hinter dem Anhang des Breitensteins, hat noch vor kurzer Zeit unser Eduard gehaust, hier hat er den Noltzen gedichtet [...]. (D, 55)

Doch der Erzähler verlässt nicht den Bergkamm, um durch das Dorf Ochsenwang zu wandern. Stattdessen folgt er „sinnend und phantasierend“ (D, 56), gewisser-

¹³⁵ Vgl. Schwab 1960, S. 141ff.

¹³⁶ Vgl. Kurz 1999, S. 132: Johannes Kurtz war Hauslehrer bei Friedrich Schillers Enkel sowie beim Grafen Zeppelin.

¹³⁷ Schwab 1960, S. 163.

¹³⁸ Vgl. Schwab 1960, S. 162–177.

maßen literarisch gestimmt und inspiriert, dem Grat weiter zum Heimenstein und von dort zum Reissenstein. Nach diesem Kraftmarsch legt er sich erschöpft „am Fuß eines Thurmes zu träumerischer Ruhe auf den Schutt“ (D, 56), dabei dient ihm ein Felsstück als Kopfkissen. Wenn dem Erzähler nun der Riese Heim erscheint, der hier gelebt haben soll, so ist diese phantastische Begegnung bereits psychologisch und narrativ vorbereitet worden, und es bleibt offen, ob es sich um einen Traum handelt. Die Gebirgswelt hatte er bereits als lebendig wahrgenommen und der Blick auf den hoch aufragenden Turm kurz vor dem Einschlafen mag die phantasmagorische Erscheinung des Riesen motiviert haben. Schließlich schreibt auch Schwab, die Ruine stehe selbst „wie ein uralter Riese“¹³⁹ da. Überrascht fährt der Erzähler auf und zitiert die von Schwab popularisierte Sage *Der Bau des Reissensteins* an:

Herr Gott, aus der langen Nacht
Ist der Riese Heim erwacht! (D, 57)

Und auch der Riese antwortet in Versen, die an Schwabs Ballade erinnern. Während Schwab den Riesen die Menschen als „Zwerglein“¹⁴⁰ ansprechen lässt, deklamiert der Riese bei Kurz:

Merk' auf, du kurzer Menschensohn,
Ich will dir was erzählen! (D, 57)

Anders als Wilhelm Hauff, der im 14. Kapitel seines Romans *Lichtenstein* die Sage vom Riesen Heim mit einigen Veränderungen nach Schwabs *Neckarseite* erzählte, setzte sie Hermann Kurz voraus.¹⁴¹ Er parodiert sie geradezu, denn als sich der Riese niedersetzt, brechen ein paar Trümmer zusammen: „Für das verfluchte Gemäuer hab' ich auch zu viel Bau Lohn gezahlt [...]“ (D, 59) Der Riese berichtet schließlich, was es für eine Bewandnis mit der merkwürdigen Formation der Achalm, des Neuffen, der Teck und des Raubers auf sich habe und erzählt eine „antediluvianische Geschichte“, wie es im Untertitel der Erzählung heißt.

¹³⁹ Schwab 1960, S. 172.

¹⁴⁰ Vgl. Schwab 1960, S. 172.

¹⁴¹ Als der Riese nach langer Zeit im Heimenstein erwachte, schaute er aus seinem Felsenloch und beschloss, sich von den Menschen ein Haus auf dem gegenüberliegenden Reissenstein bauen zu lassen. Am höchsten Fenster aber fehlte ein Nagel. Da der Schlossermeister zu ängstlich war, nahm der Riese den Knecht und hob ihn hinauf, damit er den letzten Nagel in den Stein schlage. Nachdem ihm das gelungen war, zahlte der Riese den Handwerkern ihren Lohn. Der Schlossergeselle aber durfte sich bei ihm sein Haus bauen. Bei Wilhelm Hauff wurde der Geselle noch mit der Meisterstochter belohnt.

Damit wird ein Mythos der Schwäbischen Alb entworfen, der zurückreicht bis in die Zeit, als es noch keine Menschen gab und entsprechend nichts überliefert wurde: Der Riese war noch ein „kleiner Kerl“ (D, 58), die Berge noch lebendige Wesen. Die Achalm und der Neuffen liebten einander, so dass die ganze Alb ihre Freude an dem Paar hatte. Allein die Teck war unglücklich darüber, da sie selbst den Neuffen heimlich liebte. Dies wiederum sah der Rauber nicht gern, da er für die Teck schwärmte. Als es einen Krieg zwischen den Rheinbergen und den Vogesen gab, zog der Neuffen aus, nicht ohne zuvor der Achalm eine goldene Kette zu schenken. Um sich bei der Teck beliebt zu machen, stahl der Rauber sie ihr vom Hals. Als der Neuffen nachhause kam, sah er den Rauber mit der goldenen Kette herumstolzieren. Er dachte, die Achalm sei ihm untreu geworden und verstieß sie. Als die Geliebte die Kette am Rauber sah, wusste sie zwar, was vorgefallen war, doch war sie zu stolz, um die Geschichte richtig zu stellen. Dann wollte sich der Staufeu einmischen, um zu schlichten, doch niemand hörte auf ihn. Die Teck sah schließlich, was der Rauber angerichtet hatte, nahm ihm die Kette weg und warf sie der Achalm zu. Sie trat dieselbe aber zornig in den Boden und fing an zu weinen. Alle anderen Berge fielen mit ein, so dass eine große Flut entstand. Als das Wasser zurückging, lagen und standen alle Berge leblos da, wie sie heute noch zu sehen sind: Der Neuffen ist stolz in sich zusammengesunken, ihm wendet sich die Achalm zu, die Teck liegt auf ihrem Rücken und schaut den beiden zu, der Rauber lugt mit schlechtem Gewissen nur von hinten hervor und der Hohenstaufen steht entfernt von allen, da er sich damals weggestohlen hatte.

Hermann Kurz entwarf mit dieser ‚vorsintflutlichen‘ Geschichte keine groteske Liebesgeschichte der Albberge, sondern einen Mythos, der sich an der zeitgenössischen Mythenforschung orientierte und sie zur produktiv-literarischen Arbeit nutzte. Er überlieferte dabei sowohl historisches als auch naturgeschichtliches Wissen in einem allegorischen Bildkomplex. Bereits der Schriftsteller Georg Schwarz (1902–1991) wies auf die zentrale Rolle der Mythen- und Sagenforschung von Ludwig Uhland für das Werk von Hermann Kurz hin: „Seine Absicht die Geschichte zum *Mythus* zu erheben, und umgekehrt den *Mythus* in der Geschichte einzuwurzeln, entspringt demselben Trieb, von dem der Schwabe Ludwig Uhland beseelt ist [...]“. ¹⁴² Uhlands erster Band seiner *Sagenforschungen* (1836) nahm Hermann Kurz begeistert auf und rezipierte ihn noch in seiner Einleitung zur zweiten Auflage des *Tristan* von 1847. Wie Kurz Gustav Schwabs Reiseführer ausdrücklich für seine Erzählung nutzte, wollte er auch Uhlands Ansichten zur nordischen Mythologie poetologisch funktionalisieren:

¹⁴² Schwarz 1946, S. 112.

Der Gebrauch der Sinnbilder erscheint als ein bewußter und ist eben deßhalb ein freier; derselbe Gegenstand kann in verschiedenen Beziehungen auch unter verschiedenen Namen und Bildern aufgeführt seyn, es können sich Mythengruppen bilden, die unter sich wenig oder äusserlich gar nicht zusammenhängen, es kann selbst Widerspruch zwischen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darstellungen des nämlichen Mythos stattfinden. Ob man geneigt sey oder nicht, ein solches Bewußtseyn der Mythenbildung im nordischen Alterthum anzuerkennen, die Thatsache liegt in den Mythen selbst. Diese Mythik ist darum doch nicht in trockenen Abstraktionen erstarrt, denn da für Gegenstände der religiösen Weltbetrachtung noch keine andere Weise des Ausdrucks, ja des Denkens selbst, gefunden war, als eben die bildliche, so steht der Gedanke doch niemals ausgeschieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menschlichen Erscheinung entnommen Gebilden seine eigene schrankenlosere Bewegung mit, und so erhält das Natürliche, indem es theils seinen gewohnten, theils fremden und höheren Gesetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefsinns und der sicheren Kühnheit.¹⁴³

Zwei Jahre vor Entstehung der Erzählung *Die Liebe der Berge* hatte Hermann Kurz, wie oben gezeigt, in seinem Faust-Aufsatz (1837) einen mythologischen Theorieansatz nach Jacob Grimm und Achim von Arnim entworfen. Im Mythos oder in der ‚Volkspoesie‘ sah Kurz eine „wahrhaftige Lüge“, die Geschichte sei in „schöpferischer Willkür“ zu einem lebendigen Bild des „Volkslebens und seiner Offenbarungen“¹⁴⁴ geformt worden. Der zentrale Gesichtspunkt in Uhlands Theorie zur nordischen Sagenwelt ist die Annahme, dass Sinnbilder, die für abstrakte Sachverhalte und Grunderfahrungen der Menschen stehen, ganz bewusst gewählt seien. Darin gleichen sich also Mythos und Poesie.

Hermann Kurz fingiert in diesem Sinn einen Mythos der Schwäbischen Alb, der seinem Erzähler wie einem Propheten auf dem Berg im Traum mitgeteilt wird. Die genauere Betrachtung zeigt, dass tatsächlich eine gewisse Geschichtserfahrung in der phantastischen Erzählung der Albberge dargelegt wird, womit Kurz dem Mythos selbst einen Wahrheitsanspruch zusprechen will. Ausdrücklich nennt Hermann Kurz ein motivisches Vorbild (vgl. D 74): Im sechsten Buch der *Metamorphosen* von Ovid, erscheint auf dem allegorischen Leintuch der Arachne das Motiv der in Berge verwandelten Menschen: „Die Thrakerin Rhodope erscheint in der ersten Ecke mit Haimos – beide sind jetzt kalte Gebirge und waren doch einst sterbliche Wesen, die sich die Namen der höchsten Götter anmaßen.“¹⁴⁵ Aber auch Reminiszenzen zu Arbeiten seines Lehrers Christan Ferdinand Baur sind zu finden. Es wird wohl kein Zufall sein, dass dieser seinen

¹⁴³ Uhland 1836, S. 12.

¹⁴⁴ Kurz 1837c, S. 49.

¹⁴⁵ Zitiert nach: Ovid 2004, S. 269ff.

Begriff des Mythos als „bildliche Darstellung einer Idee durch eine Handlung“¹⁴⁶ gerade an der Gestalt des Arganthonios, König von Tartessos (um 500 zerstört), illustrierte. Laut Herodot habe dieser den Phokaiern ihre mächtige Verteidigungsanlage geschenkt.¹⁴⁷ Baur erkannte aber in Arganthonios das gleichnamige Gebirge, von dem die Konturen dieser Sagengestalt abgeleitet worden seien: Aus dem schneebedeckten Gipfel wurde weißes Haar und das wertvolle Bergwerk in seinem Innern wurde als Geschenk eines gütigen Königs gedeutet: „So sehen wir aus einer einfachen durch Personifikation mythisch gewendeten Tatsache eine Reihe von Handlungen hervorgehen, bei welchen wir die Entstehung des Mythos selbst erblicken können.“¹⁴⁸

Von einer Zeit, in der das Albvorland noch von Riesen bewohnt war, berichteten Hermann Kurz nicht allein die alten reichsstädtischen Chroniken,¹⁴⁹ sondern noch die historischen Darstellungen und württembergischen Landesbeschreibungen seiner Gegenwart. Auf dem Reutlinger Hausberg, der Achalm, sollen Halbriesen gewohnt haben, die weithin bekannt waren.¹⁵⁰ So berichtete etwa Memminger in seiner Beschreibung der Stadt Reutlingen:

Das Urgeschlecht der Grafen von Achalm schreibt sich aus Frankreich her, wo ihre Ureltern, Großhofmeister waren. Die ältesten Nachrichten von ersteren findet man im Jahr 603, wo die Grafen von Achalm, als Halbriesen bekannt und im ganzen Schwaben gefürchtet waren.¹⁵¹

Die Entstehung der Berge Achalm und Neuffen wird zwar anthropomorphisiert dargestellt, doch zeigt die Darstellung ein Wissen um grundlegende geomorphologische Prozesse. Wenn es heißt, das junge Paar sei „erst ganz frisch aus der Erde gewachsen“ (D, 59), bezieht sich dies sinnbildlich auf einen vulkanischen Ursprung der Berge. Aufgrund seines Schlots wurde der Neuffen eindeutig als Vulkan identifiziert, über die Entstehung der Achalm aber war man sich noch Mitte des 19. Jahrhunderts nicht einig. Ihre Kegelform legt zwar nahe, dass sie wie ihr Nachbar, der Georgenberg, ein Vulkan ist, sie stellt aber einen Zeugenberg der Schwäbischen Alb dar. Christoph Friedrich Gayler schrieb noch 1840 in seinen *Historischen Denkwürdigkeiten der uralten Reichsveste Achalm*:

146 Baur 1824–1825 I, S. 28.

147 Vgl. Herodot I, 165.

148 Baur 1824–1825 I, S. 30.

149 Vgl. Fizion 1862, S. 116f. Zu Fizons Quelle Jakob Frischlin vgl. Krauß 1971, S. 175ff.

150 Zur Achalm vgl. Betz-Wischnath 2008.

151 Memminger 1805, S. 29.

Der Berg, auf welchem wir stehen, hat das äußere Aussehen eines vulkanischen. Zwar haben wir an ihm selber keine weiteren Merkmale; wenn wir aber seine nahen und nächsten Umgebungen betrachten, so wird die Vermuthung nicht schlechterdings abzuweisen seyn, daß wir in seinem Innern Beweise finden würden. [...] Fragen möchte ich hiebei, ob nicht vielleicht die Volkssage, daß um die ganze Achalm im Grunde des Bodens eine goldene Kette sich schlinge, eben daraus entstanden sey, daß, in den Tagen der Celten noch, ein Ausbruch Statt gefunden, oder wohl gar ein Lavastrom um ihren Fuß sich gelegt hatte? Und gründete sich darauf der Wahn, Gold darin zu finden, der sich in einem Bergwerk weiter verirre, denn es war in diesem Kalkgebirge nichts Goldhaltiges zu erwarten?¹⁵²

Gayler verweist den Leser auf die „Volkssage“ in Schwabs *Neckarseite* und glaubt die „goldene Kette“ mit ihrem vulkanischen Aktivitäten erklären zu können. Auch die belebte Achalm bei Hermann Kurz stampft die Kette gewissermaßen während eines Wutausbruchs in den Boden. Längst war zu Zeiten von Hermann Kurz aber bekannt, dass sich kein Gold in der Achalm befindet. Am 8. August 1716 wurde an eben dieser Stelle ein Bergwerk erbaut, das im ‚Volksmund‘ „Goldloch“ genannt wird. Um 1720 stießen die Bergleute dort nicht auf Edelmetall, sondern auf Gas. Einige Wochen lang machten sich die Knappen den Spaß, ihre Pfeifen an der durch Grubenleuchten entzündeten Flamme anzuzünden und zeigten sie gegen ein Trinkgeld auch Besuchern. Als der Gaszustrom aber stärker wurde, kam es zur Katastrophe, so dass die Grube geschlossen wurde.¹⁵³ Ebenso wie die Entstehung der Schwäbischen Alb werden Erosionsprozesse sinnbildlich dargestellt. Der Neuffen sei früher ein „schlanker hochgewachsener Gesell“ gewesen, zwischenzeitlich aber wie alle anderen Berge auch „etwas heruntergekommen“ (D, 59). Hermann Kurz inszeniert demnach ein mythologisches Wissen um Verwitterungs- und Abtragserscheinungen. Auch der Umstand, dass der Rauber „sein Herz an die Teck gehängt“ (D, 59) hat, ist naturgeschichtlich motiviert, denn die beiden Zeugenberge sind durch einen sogenannten Sattel verbunden.

In der Liebesgeschichte der schwäbischen Berge finden sich ebenso kulturgeschichtliche Anspielungen. Die Verbindung zwischen Achalm und Neuffen wird insofern historisch motiviert, als die Achalm im späten 12. Jahrhundert an die Herren von Neuffen fiel, nachdem die Linie der Achalmgrafen ausgestorben war. Der Krieg zwischen den Rheinbergen, etwa dem Schwarzwald, und den Vogesen, ist eine Allegorie auf die deutsch-französische Geschichte und die Kämpfe um das Elsass. Die unrühmliche Rolle des Raubers, der zwei Burgen (Ruine Diepoldsburg) beherbergte, leitet sich wohl von den Raubrittern ab, die dort gehaust haben sollen. Gustav Schwab spürt in der Lage der Burg sogar ihrer Nutzung

¹⁵² Gayler 1840, S. 23f.

¹⁵³ Vgl. das Kapitel „Ein paar geologische Merkwürdigkeiten“ in: Gayler 1840–1845 II, S. 248ff.

nach, wenn er die gewaltigen Mauern des Raubers beschreibt, „der im dichten Waldgebüsch lauend, recht wie der gemeine Raubritter hinter dem schirmenden, edlern, hinter der offenen, stolzen Stirne der Teck sich birgt.“¹⁵⁴ Der Staufer, Symbol der späteren Wiege der großen deutschen Königs- und Kaiserdynastie, will in die Intrige eingreifen. Zuletzt identifiziert Hermann Kurz den gebrochenen Neuffen mit dem Meistersänger Gottfried von Neifen, bekannt aus dem *Codex Manesse* (um 1300), der später auf Burg Hohenneuffen gelebt und dort seine Liebeslieder gesungen haben soll.

Im Entwurf dieses Mythos findet sich also ein überraschend vielfältiger Informationsgehalt. Mit Bedacht wählte Hermann Kurz den Titel „antediluvianische Geschichte“ und bettete damit seine Erzählung ein in den geologischen und paläontologischen Diskurs seiner Zeit.¹⁵⁵ Die ‚schwäbische Sintflut‘ habe dazu geführt, dass diese einst dem Menschen ähnelnden Berge leblos, ja versteinert wurden. Für den Erzähler in *Die Liebe der Berge* sind die Albberge also Zeugen des antediluvianischen Zeitalters. Tatsächlich beschäftigte die Diskussion, ob Versteinerungen von Menschen – Anthropoliten – existieren und wie sie zu deuten seien, die Paläontologie des 19. Jahrhunderts. 1726 hatte Johann Jakob Scheuzer (1672–1733) in *Homo diluvii testis* seine These publiziert, in einem Fossil aus Öhningen das Skelett eines Menschen aus vorsintflutlicher Zeit gefunden zu haben. Erst im frühen 19. Jahrhundert wurde es von Georges Cuvier (1769–1832) eindeutig als Versteinerung eines Salamanders identifiziert.¹⁵⁶ Gerade die spekulativ-wissenschaftliche Theoriebildung wird auch im Erzählrahmen, der Reise des Erzählers an der Seite seines Vetters, thematisiert und dem mythologischen Phantasieren gegenübergestellt. Als Kontrast zu den Erlebnissen des Erzählers werden die archäologischen Überlegungen des Reisebegleiters eingeführt. Während Hermann Kurz die Einleitung „Reichsstädtische Historien“ und das eigentliche Märchen für gelungen erklärte, setzte ihn der „abgeschmackte Antiquitätenkram“ (BW, 168) geradezu in Verlegenheit. Der satirische Exkurs über die zeitgenössische Archäologie sei zwar, so schrieb Kurz an Mörike weiter, für sich wenig ansprechend, für die Gesamtaussage der Erzählung aber unabdingbar gewesen (vgl. BW, 168). Er wollte demnach den Zusammenhang von positivistischer Historiographie und Mythologie sowie deren Geschichtskonstruktion, wie er sie in der Einleitung seines Faust-Aufsatzes beschrieben hatte, auch in seiner

¹⁵⁴ Schwab 1960, S. 145.

¹⁵⁵ Über Hermann Kurz' Erzählung und ihr Verhältnis zur (Tübinger) Geologie sprach auch Georg Braungart auf der Hermann-Kurz-Tagung 2013, allerdings ohne einen bestimmten Deutungsvorschlag.

¹⁵⁶ Vgl. dazu Kempe 2003, S. 128ff.

Erzählung darstellen. Demnach sei die Arbeit der Historiographie, die aus „ein paar dürftigen Data“¹⁵⁷ nicht allein rekonstruieren möchte, wie es hätte zugehen können, sondern wie es wirklich zugegangen sei, ebenso kontingent wie der Erzählansatz der Dichtung.

Der Reisebegleiter ist offensichtlich begeistert von den Entdeckungen zur römischen Frühgeschichte Rottenburgs am Neckar. Regelmäßig veröffentlichte Ignaz von Jaumann (1778–1862) in den 1830er Jahren seine Funde und trug sie in *Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern* (1840) zusammen. Als der Erzähler vom Reissenstein zurückkehrt, findet er den Vetter über einen Stein gebeugt, auf dem einige Buchstaben eingehauen wurden. „SAML“ identifiziert dieser als Hinweis auf die „alte Hauptstadt des römischen Schwabens“ (D, 70), hier von Kurz Samulocenä geschrieben. Ein „R“ assoziiert der Gelehrte spontan mit Roscius, dem vor allem durch Cicero berühmt gewordenen Schauspieler Quintus Roscius Gallus (gest. um 62 v. Chr.). Von dessen römischer Sippe soll sich also auch der Name des Reissenstein, Rosenstein oder Roßberg ableiten. Über diesen Überlegungen bemerkt der Archäologe aber nicht, dass der rätselhafte Stein von einem nahegelegenen Haus abgebrochen ist, das von einem gewissen Samuel Kühbauch renoviert worden war. Wie der Erzähler von der Landschaft zu einem phantastischen Traum inspiriert wurde, so gehe es auch dem vermeintlichen Altertumsforscher: „Gute Seele! dacht’ ich: der Reissenstein beschäftigt ihn doch vorzüglich darum, weil er mich dort glaubt [...]“ (D, 73)

Als Beispiel für Dichtung als spekulative Wissenschaft führte Kurz die im frühen 19. Jahrhundert schillernde Figur August Raugraf von Wackerbarth (1770–1850) ein. Berühmt wurde er für seine jahrzehntelang verfolgte Forderung von über 200 Millionen Louisd’or an Sachsen-Lauenburg und Hannover. Sie wurde ihm zwar gerichtlich zugesprochen, aber nie ausgezahlt.¹⁵⁸ Der Sonderling, Kunstsammler und Privatgelehrte veröffentlichte kuriose Geschichtswerke, die er auf Selbstkosten teils im Prachtformat drucken ließ. Die Grundsätze seiner vor allem von etymologischen Spekulationen geleiteten Universalgeschichte wurden in der Geschichtswissenschaft von Anfang an als unwissenschaftliche „Träumereien“ angesehen.¹⁵⁹ Seine abwegigen Theorien machten aber durchaus als Kuriositäten von sich reden. Der Erzähler in *Die Liebe der Berge* führt ihn ironisch

¹⁵⁷ Kurz 1837c, S. 49.

¹⁵⁸ Vgl. Franz Schnorr von Carolsfeld: [Art.] Wackerbarth, August Graf von, in: ADB 40 (1896), S. 452f. sowie die in vielen Zeitungen und Journalen gedruckte Selbstbetrachtung *Flüchtige Schilderung des Grafen von Wackerbarth* (1820).

¹⁵⁹ Vgl. die Anmerkungen zu Wackerbarth u.a. in: Julius Zacher: [Art.] Germanien, in: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste LXI (1855), S. 211–388. Über die *Geschichte der grossen Teutonen* heißt es hier: „Dieses Werk ist wol das seltsamste und abenteuerlichste

als gelehrte Autorität und dessen Schriften als Beweis dafür ein, dass es tatsächlich einmal Riesen gab: „Er hat aus der Größe des gegenwärtigen Menschengeschlechts und aus andern mir unbekannten Factoren mit Sicherheit eruiert, daß zu Adams Zeiten der Mensch auf's Haar um sechs Schuh höher war als der Montblanc.“ (D, 75) Tatsächlich spricht Wackerbarth in seinem Buch *Die Geschichte der grossen Teutonen* (1821) davon, dass der Mensch vor 50 000 Jahren mindestens 25 bis 30 Fuß, also ungefähr acht Meter groß gewesen sei. Hermann Conring hatte in *De habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis* (1727) behauptet, der Germane sei zu Zeiten von Christi Geburt sieben Fuß groß gewesen. Da aber die gewöhnliche Größe etwa 2000 Jahre später nunmehr sechs Fuß sei, folge laut Wackerbarth daraus, dass der Mensch 20 000 Jahre zuvor doppelt so groß gewesen sei.¹⁶⁰

Wackerbarths Schriften sind treffende Beispiele für eine Textsorte, die nach Horst Thomé ‚Weltanschauungsliteratur‘ genannt wird: Hier verbinden sich „Darlegungen wissenschaftlicher Ergebnisse mit waghalsigen Hypothesen, metaphysischen Theoriefragmenten, autobiographischen Mitteilungen, persönlichen Glaubensbekenntnissen, ethischen Handlungsweisen, zeitpolitischen Diagnosen und gesellschaftlichen Ordnungsmodellen“.¹⁶¹ Alle kulturellen Errungenschaften werden von dem glühenden Patrioten auf ein teutonisches Urvolk bezogen. So sei etwa auch das alte China zunächst von Teutonen besiedelt worden: Da die Siedler groß und schön waren, habe man sie vorzugsweise die „Schönen“ oder die „Schünen“ genannt. Da man noch in Niedersachsen von einem „schünen“ oder „schinen“ Mädchen spricht, folgert Wackerbarth: „Eben so rufte man damals bei ihrer Ankunft aus: o, der schönen Teutonen! o die Schinen! Daraus hat man denn in der Folge gemacht, die Schinen, oder die Schinesen, und das von ihnen bewohnte, so sehr ausgezeichnete Land Schina, oder das schöne Land.“¹⁶² Der Reisebegleiter und Archäologe in *Die Liebe der Berge* ist durchaus aufgeschlossen für Wackerbarths Theorien, dabei ähneln sich die assoziativen Erzählmuster des Mythen erfindenden Riesens und spekulativen Historikers Wackerbarth. Der Vetter beklagt allein, sein Freund habe sie nicht von Wackerbarth selbst, sondern nur davon reden hören: „Die Würde der Wissenschaft gebietet, wissenschaftliche Gegenstände keinem R.R., den man am Wirthstische getroffen hat, nachzuspre-

Product, welches jemals über irgend einen teutschen Volksstamm oder über die Teutschen überhaupt zu Tage gefördert worden ist.“ (S. 276.)

160 Vgl. Wackerbarth 1821, S. 9.

161 Thomé 2002, S. 338.

162 Wackerbarth 1821, S. 76.

chen.“ (D, 76) Allein die ‚Autorschaft‘ unterscheide demnach manch ein Werk der Geschichtsschreibung von der Dichtung.

In der zweiten, stilistisch und strukturell grundlegend überarbeiteten Fassung der Erzählung wurde dieser Diskurs vollständig gestrichen, dafür aber die Inszenierung einer oralen Erzähltradition weiter ausgebaut. Nach wie vor wollte Kurz eine ‚kindliche Wahrnehmung‘ zur Darstellung bringen, die nicht nur „Parabel, Symbol, Gleichnis, Bild und Wahrzeichen“ (SW IX, 172) sei. So erscheint die Erzählwelt den jungen Zuhörern als eine „körperliche Anschauung“ (SW IX, 172), als erlebte Realität. Auch in dieser Neufassung für den zweiten Band der *Erzählungen* (1860) arbeitete Hermann Kurz also Motive, poetologische Positionen und die bereits 1837 intendierte Darstellungsabsicht heraus. Das *Bergmärchen* wird nun eingebettet in eine Erinnerung an die Sonntagsausflüge mit dem alten Buchdrucker. Auf dem Roßberg bei Gönningen, wohin die Reutlinger Kinder regelmäßig mit ihm ziehen, erzählt dieser von einer Geschichte, die ihm von einem inzwischen verschollenen Schäfer vom Reissenstein mitgeteilt worden sei.

Die Berge werden zu verwitterten „Urriesen“ (SW IX, 187) erklärt und ihr Untergang in einem weitläufigen apokalyptischen Szenario dargestellt (vgl. SW IX, 192f.). Kurz erweitert das Märchen um mythologische Motive wie den „Weltbaum“ oder die „Wurzeln der Berge“. War die geschilderte Sintflut bereits in der ersten Fassung als mythologischer Gegenentwurf zur biblischen Überlieferung angelegt, so wurde der Mythos selbst nun in Anlehnung an die christlichen Evangelien als Prophezeiung gedeutet. Darin liegt die zentrale qualitative Veränderung des Binnenmärchens. Der Riese Heim kündigt an, die Erde bald verlassen zu wollen, da er keine Freude mehr an den Menschen habe. Als er nämlich, wie in der Sage geschildert, seinen Schatz als Dank für den Bau der Burg Reissenstein ausgeschüttet hatte, sei eine Gier in ihnen geweckt worden: „Seit ihr aber vollends Geldwechsler und Krämer geworden seid, die einander im Frieden unterdrücken, kann euer letzter Tag nicht mehr ferne sein.“ (SW IX, 194f.) Der unmissverständliche Verweis auf die Tempelaustreibung führt den Heim-Mythos eng mit der biblischen Überlieferung. Zu Anfang des Johannesevangeliums verjagt Jesus Christus Geldwechsler und Händler, die zum Passah-Fest mit Opfertieren und Tempelwährung handeln (Johannes 2, 15–16). Wie sie aus dem Tempel von Jerusalem vertrieben werden, sollen auch die Menschen von der Erde verschwinden, da sie einen falschen Kult pflegen: „Wenn ihr nur auch wüßtet, was das Gold und Silber wirklich ist, dem ihr so hitzig nachzujagen verdammt seid, ihr würdet das Angstding wahrhaftig nicht in die Hand nehmen.“ (SW IX, 195) Das Geheimnis der Edelmetalle kann im Sinn des Erzählrahmens ästhetisch gedeutet werden: Der Erzähler sieht zuletzt in seinem phantastischen Traum auf der Achalm die „goldene Kette, hell wie Morgenrot und flüssig wie Feuer, die Wurzel des Berges

umkreisen“. (SW IX, 201) Wer sich also ungläubig und philisterhaft nicht allein an der Schönheit des Golds erfreut, sondern es aus Gewinnsucht besitzen will und abträgt, löst den Berg aus seiner Wurzel und setzt damit den Untergang des Menschengeschlechts in Gang.

